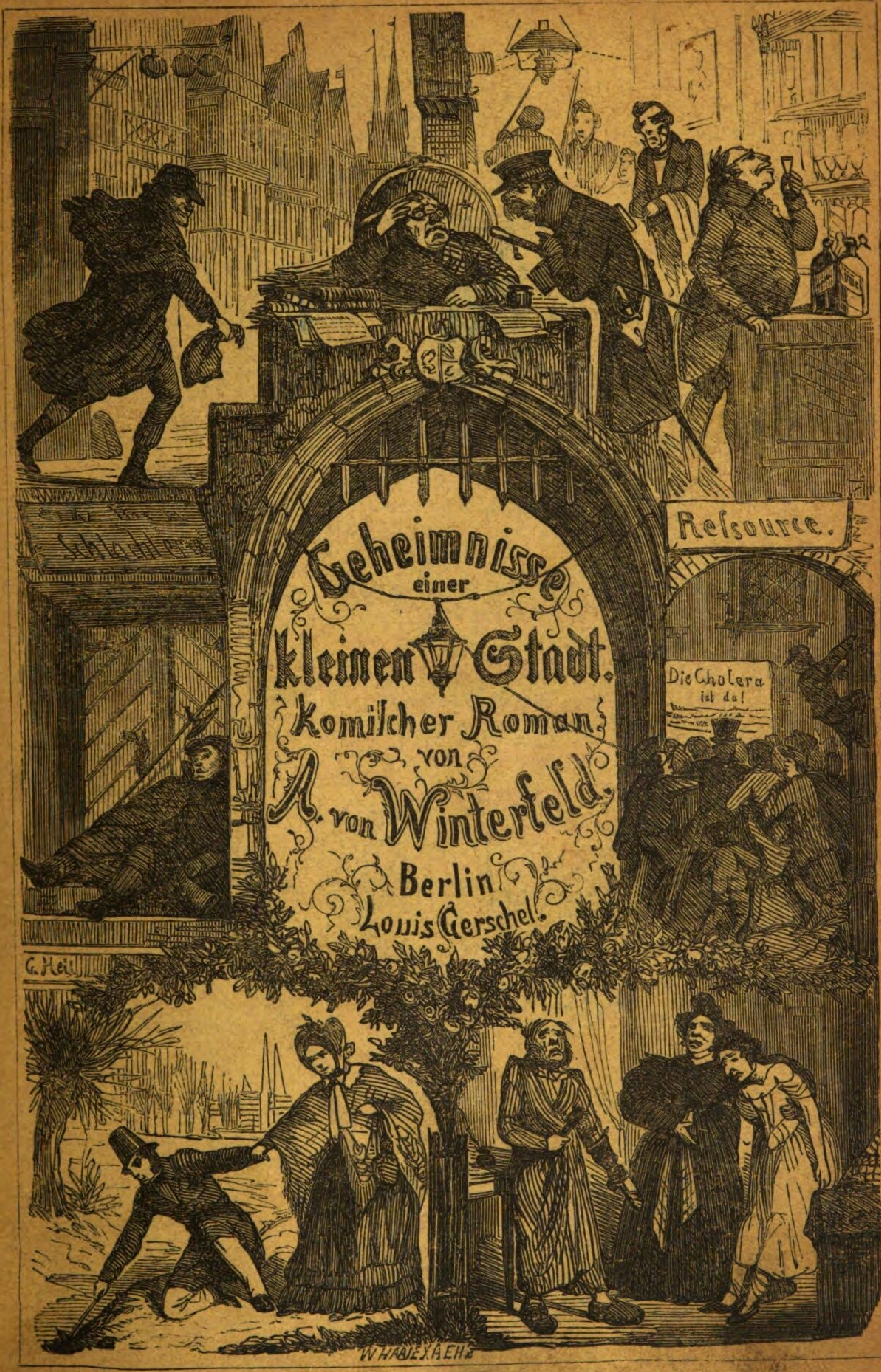Erster Band.


Geheimnisse
einer
kleinen Stadt.
Komischer Roman
von
A. von Winterfeld.
Berlin
Louis Gerschel.
Ressource.
Die Cholera
ist da!
G. Heil

Geheimnisse
einer kleinen Stadt.

In dem Verlage von **Louis Gerschel in Berlin** sind ferner nachfolgende belletristische Werke erschienen und in allen Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Lesezirkeln zu haben:

Amely Bölte, Harriet Wilson. Original-Roman. 8. Elegant geheftet. 1862. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

— — **Winkelmann, oder: Von Stendal nach Rom.** Culturhistorischer Original-Roman. 3 Bände. 8. Elegant brochirt. 1862. Preis 4 Thlr.

Lothar Bucher, Bilder aus der Fremde, für die Heimath gezeichnet. Erster Band: **Unterwegs.** (Inhalt: Ein Tag in Frankreich. — Kent. — Paris. — Die Ausstellung von 1855. — Die Insel Wight. — Nach Constantinopel. — Aus Deutschland.) 8. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr.

George Hesekiel, Abenteuerliche Gesellen. 2 Bände. 8. Sauber brochirt. 1862. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

— — **Die Churprinzenbraut.** Historischer Original-Roman. 2 Bände. 8. Elegant geheftet. 1863. Preis 3 Thlr.

Fanny Lewald, Gesammelte Novellen. 2 Bände. 8. Elegant geheftet. 1862. Preis 2 Thlr.
(Inhalt: 1. Band: Der dritte Stand. — 2. Band: Ein armes Mädchen.)

L. Mühlbach, Neues Bilderbuch. 2 Bände. 8. Sauber geheftet. 1862. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.
(Inhalt: 1. Band: Welt und Natur. — 2. Band: Novellenbilder.)

A. Mützelburg, Der Erbstreit. Roman. 3 Bände. 8. Elegant geheftet. 1862. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Sir John Retcliffe, Zehn Jahre! Zweiter Abschnitt von Villafranca. Historisch-politischer Roman. 4 Bände in 28—30 Lieferungen. Gr. 8. Elegant geheftet. Preis jeder Lieferung 6 Sgr.

J. D. H. Temme, Dunkle Wege. 1. Theil. Zweite Auflage. 8. Eleg. brochirt. 1862. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Dasselbe. 2. Theil. 1863. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

— — **Schwarzort.** Original-Roman. 3 Bände. 8. Elegant geheftet. 1863. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

Geheimnisse
einer kleinen Stadt.

Komischer Roman

von

A. von Winterfeld.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1863.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Die gute, alte Zeit.

D'rum laß sie vorwärts schäumen
Die ruhelose Zeit;
Wir wollen ruhig träumen
Von der Vergangenheit.
Soldaten=Leid, Soldaten=Lust.

Die gute, alte Zeit! — Wenn man das Wort in der Unterhaltung ausspricht, dann werden die alten Herren plötzlich still und fangen an selig zu lächeln und vor sich hin zu blicken, und die alten Frauen lassen den Strickstrumpf in ihren Schooß sinken und ziehen ihr welkes Gesicht in so wehmüthig=freundliche Falten, als dächten sie an die ferne Zeit ihrer Jugend und ihrer Liebe. — Die gute, alte Zeit! — Das ist ein Wort, das das

Alter stets im Munde führt und das die Jugend stets mit so aufmerksam tiefer Ehrfurcht anhört, als erzählte man ihr ein duftiges Märchen der Vorzeit, in der die Vögel noch sprechen konnten und die Blumen, und in der die Liebe noch so wunderbar rein und heilig war, wie wir es heute kaum mehr ahnen. In jenen Worten liegt die ganze Poesie der Vergangenheit, die so viel schöner ist, als die Gegenwart, weil bereits eine Vorahnung himmlischen Friedens über ihr ausgebreitet ist. — Das Leben des Menschen ist eine wunderbar unzertrennliche Mischung von Göttlichem und Irdischem, von Poesie und Prosa, von Idealismus und Realismus, eine, sich mit rasender Hast abwickelnde Kette von Augenblicken, und der Punkt, wo sie das Irdische berührt, das ist die Gegenwart. — Die Gegenwart ist stets nur ein Augenblick, der nächste ist schon Zukunft, der verflossene schon Vergangenheit. Deshalb haben wir in dem athembenehmenden Dahinstürmen der Gegenwart keine ruhige Reflexion für dieselbe; die Gegenstände schwirren uns vorüber und lassen uns kaum ihre Gestalt und Farbe erkennen und erst, wenn wir vorbei sind und, vom entfernteren Standpunkte

aus einen Rückblick thun, gewinnen sie Klarheit und wohlthuende Form.

Daher kommt es, daß wir so gern zurückschauen in die ruhig daliegende Vergangenheit und je älter der Mensch, je kürzer die Spanne der Zukunft für ihn auf dieser Erde wird, desto lieber beschäftigt er sich mit der Vergangenheit, denn er lebt dadurch sein Leben noch einmal; in der Vergangenheit liegt seine Jugend und die Jugend ist seine Poesie.

Wir werden vielleicht die Letzten sein, denen die Eltern von der guten, alten Zeit erzählt haben; unsere Kinder werden ihren Kindern kaum noch davon berichten.

Die süße, träumerische Poesie, die holde, naive Einfalt, die das Aroma der alten Zeiten war, verschwindet immer mehr und mehr aus dem Menschengeschlechte, das in noch schnellerem Maße erkaltet, als die Erde, auf der es wohnt. Die süße, träumerische Poesie und die holde, naive Einfalt werden immer mehr und mehr verdrängt von dem naßkalten Egoismus, der das Motto der modernen Tage ist, und wo jene zarten Gebilde wirklich noch einmal auftreten in unserer nivellirenden Zeit,

da laufen sie Gefahr verlacht und verhöhnt zu werden, weil man sie nicht versteht. Jetzt, wo Alles nur noch Fabrikat ist, macht man auch Natur und Natürlichkeit; aber man copirt sie eben so jammervoll, weil man das Urbild längst vergessen hat und weil man klüger und praktischer sein will als der Schöpfer.

Es giebt jetzt auch gar nicht mehr so liebe, alte Gesichter, wie man sie früher sah. Aus jenen Zügen blickte eben noch die gute, alte Zeit heraus mit fröhlichen Kinderaugen und wenn man da hineinschaute, dann wurde Einem so unendlich wohl um's Herz, daß man hätte weinen mögen, und man wußte doch nicht weshalb. Es mochte aber wohl sein, weil der Großvater und die Großmutter auch so ähnlich ausgesehen hatten, wenn wir auf ihrem Schooße saßen, in dem altmodisch möblirten Zimmer und wenn sie uns so hübsche Geschichtchen erzählten in der Schummerstunde. —

Die heutigen alten Gesichter sehen ganz anders aus. Das schlaffe, welke Fleisch hängt ihnen so charakterlos um ihr Knochengebäude und die matten, größtentheils bebrillten Augen schauen so herz- und

gemüthlos in die herz- und gemüthlose Welt, daß man eine unwillkürliche Gänsehaut bekommt, wenn man in diese Visagen blickt. Die Leute sehen Alle aus, als wenn sie ihr ganzes Leben hindurch nichts Anderes gethan hätten, als Morgens Essig und Abends Dinte getrunken und dazwischen unheimlich lange Additionsexempel gerechnet; sie sehen aus, als wenn sie inwendig mit Löschpapier vollgestopft wären und wenn man ihnen an die Brust klopft, dann giebt es keinen anderen Wiederhall, als einen häßlich, dumpfen Ton, als wenn man an eine Rüstung von Pappe schlägt; auswendig bunt beklebte Makulatur und inwendig eine halbdunkle Hohlheit.

Die Leute werden jetzt auch alle weit zeitiger alt als früher, weil sie das Remedium gegen den Wurm verloren haben, der sich so gerne in das Herz der Jugend einfrißt und dort die edelsten Organe zerstört. Was ist denn unsere heutige Jugend? — Eine kahlköpfige, lispelnde Generation, die mit schlotternden Knieen und blöden Augen durch das Leben schleicht und mit dem dreißigsten Jahre, das heißt beim beginnenden Greisenalter, ein unglückliches Weib zum Altare führt, um dessen lieblich süße

Mädchenträume zu depoetisiren und sich mit blasirter Vornehmheit einen legitimen Sprossen abzuquälen. —

Derjenige Theil der deutschen Bevölkerung, der neben dem praktischen Schreiben und Rechnen auch noch das weit unpraktischere Lesen cultivirt, wird den Ausdruck: „die gute, alte Zeit," am häufigsten bei den englischen Schriftstellern finden, die uns nicht genug erzählen können von dem dickwanstigen und rothnasigen Humor des „merry old England," und jene lesenden Individuen mögen dabei nicht selten auf den Gedanken kommen, daß die gute, alte Zeit hauptsächlich bei der englischen Nation ihren Wohnsitz aufgeschlagen habe. Das ist jedoch eine durchaus irrige Ansicht. —

Wie Alles in der Welt, so hat auch jedes Volk seine Kindheit und Jugend gehabt, eine Zeit, wo die Brust noch voll, das Herz noch rein und der Kopf noch so glücklich einfältiglich beschränkt ist, daß er alle ihn umgebenden Gegenstände von dem Morgenroth der Poesie umspielt und alle Gefühle seiner Brust von ihrem balsamischen Hauche durchduftet sieht. Eine solche Zeit fromm-gläubiger Ein-

falt und naiver Herzensergießung hat aber keine Nation in vollerem Maaße empfunden als unsere deutsche, und ihre Geburtsstätte war das Mittelalter.

Von dem Ruf des Papstes aus geistiger Versumpfung erweckt, ward das träge Blut und der träge Geist zuerst in Bewegung gesetzt; die Nationen, und mit ihnen die deutsche, rüsteten sich zu den Kreuzzügen, denen jene lebensfrischen Tendenzen entquollen, die jenes Zeitalter mit einem Heiligenschein umgeben. Der Gedanke des christlichen Ritterthums wuchs empor und wurde genährt, gepflegt und zur Blüthe gebracht durch die drei Gedanken: Gott, Ehre und Liebe. Das Ritterthum, hoch begeistert durch seinen eigenen Werth, nahm der Geistlichkeit den Gesang aus den Händen und lieh ihr dafür sein Schwert. Statt der einschläfernden lateinischen Choräle hörte man jetzt das frische Jauchzen einer selig bewegten Brust in nationalen Sprachen und der deutsche Dichter schenkte der Poesie den Reim, das musikalische Aroma des Verses.

Der plumpe, ungehobelte Junker der deutschen Gauen, zog seine schweren, bespornten Stiefel aus

und zwängte den etwas ungelenken Fuß in einen engen, seidenen Schuh; den schweren Harnisch vertauschte er mit buntem, kokettem Wamse und eine Laute nahm er in die Hand und versuchte zuerst mit rauher Kehle und unbeholfenem Finger seine Gefühle auszudrücken. Aber je länger er hineinschaut in die blauen Augen seiner blonden, hochbusigen Geliebten, desto rascher pulsirt das Leben in seinen Adern; die Saite klingt und, was das Herz empfindet, das singt der Mund in wohlgereimten, wenn auch etwas langweiligen Versen, die aber immer das reine Empfinden einer kindlichen Seele ausathmen. — Das hold naive Minnelied strömte noch natürlich aus dem Busen heraus; es reproducirte noch nicht mit erkältendem Verstande und deshalb ist es die göttliche Flamme, die uns aus jenen Strophen entgegenklingt und die erfreut das unverdorbene Ohr und unverdorbene Herz mehr, als alles künstliche Machwerk der Menschen. —

Man denke sich den Winter über die Fluren gelagert, einen Winter, von dem wir in unserer jetzigen Zeit keine Idee mehr haben, einen Winter, der die Communication fast unmöglich machte und

die Bewohner der Burgen in ihren Mauern gefangen hielt. —

Da sitzt der alte Ritter im Lehnstuhl am Kamin; der Sohn sitzt träumend in der anderen Ecke und die ehrsame Burgfrau mit dem holdseligen Töchterlein haben am Fenster Platz genommen, mit einem feinen Gewebe beschäftigt, und Letztere läßt [illegible]n Zeit zu Zeit sinnend die Hände in den Schooß si[illegible]n und blickt zum Fenster hinaus, nach der Ri[illegible]ung hin, wo der minnigliche Geliebte wohnt. Des [illegible]bends liest der Hauskaplan vor aus einem alten [illegible]istorienbuche, bis die Gesellschaft baldigst einnickt [illegible]nd er geräuschvoll das Buch zuklappt, als Signal, [illegible]ß ein Jegliches sein Kämmerlein aufsuche.—

So [illegible]rgehen die langen, langen Tage. —

Endli[illegible] beginnt die Sonne wärmer zu leuchten; der S[illegible]ee schmilzt auf den Bergen; es grünt und knospet [illegible]nd blühet und duftet; auch in der Seele schmilz[illegible] der winterliche Schnee und in der freier athmend[illegible] Brust keimt die Freude und das Lied, ihre Blu[illegible]

Der Alte [illegible]steigt sein Roß, um mit dem lang entbehrten Nach[illegible] einen Humpen zu leeren und

dabei die Zurüstung zu dem nächsten Turnier zu besprechen. Der Junker stürmt durch die Fluren zu der holdseligen Geliebten, dem Thema seiner Lieder, und sie steht sehnsüchtig wartend auf hohem Balkone und lächelt ihm die ganze Fülle unversieg baren Stoffes entgegen. —

Gott und Ehre, Frühling und Liebe sind die Grund-Accorde des erwachenden Lebens, die durch aus jeder Variation wiederklingen und überallen liegt ein leichter Schleier sentimentaler Wmuth, dem schönen Erbtheil des germanischen Stames. —

Das waren die Anfänge der guten, ten Zeit. Später entwickelte sich neben dem sirnden und fechtenden Ritterthum in den Städt auch das zähe Bürgerthum, und der Bürger lere singen und fechten vom Ritter und der Ritter lnte die Zähigkeit vom Bürger und so wurden ne drei Tugenden Nationaleigenthum, und Ritt und Bürger bekämpften sich mit Leier und Swert, daß es oft blutige Köpfe und wunde Fier gab, und die Mauerbrecher donnerten gegen d alten Steinwälle, daß Burgen und Städte oft Trümmer sanken, Erstere aber öfter als Letztere.–

In späteren Zeiten, als es den Rittern zu feucht und kalt wurde auf ihren Bergen und Felsen, in dem dumpfen, alten Gemäuer, stiegen sie hinab in die Thäler und bauten sich auf ihren Gütern Häuser wie die Bürger in den Städten und fingen an zu wirken und zu arbeiten wie andere Menschenkinder und lebten so weit ganz gut und einträchtig mit den Bürgern und Einer arbeitete dem Anderen in die Hand und Beide wurden dadurch zufrieden und wohlhabend, obgleich das Letztere oft im überwiegenderen Maaße als das Erstere.

In neuester Zeit jedoch sind leider wieder arge Zwiste und Uneinigkeiten entstanden und die Mauerbrecher sind leider auch wieder Mode geworden, mit denen man in blindem Eifer gegen die Steinwälle der gegenseitigen Vorurtheile rennt. —

Aus dieser Zeit wollen wir aber keine Geschichte erzählen. — Darüber wird ja täglich schon so viel geschrieben und gesalbadert von Berufenen und Unberufenen, daß die Ueberfülle der gebotenen Kost den armen Lesern schon manche geistige Indigestion verursacht hat. Ebensowenig wollen wir einen Band mittelalterlicher Minnelieder in nüch-

tere Prosa übersetzen oder einen Ritterroman deklamiren, der ja so gänzlich aus der Mode gekommen ist, seitdem selbst der letzte Ritter, der gute alte La Motte Fouqué, daran zu Schanden geworden ist, sondern wir wollen uns zu jener gemüthlich, behaglichen Zeit wenden, in welcher ellenlange Leitartikel noch nicht die Zeitungen unsicher machten und in welcher man die Tante Voß nur in die Hand nahm, um zu sehen, ob der König nach Potsdam gefahren sei, oder um mit tiefer Andacht die Verlobungs-, Entbindungs- und Todesanzeigen durchzulesen und darüber lange, moralische Betrachtungen anzustellen.

In jener Zeit, ich meine die zwanziger Jahre, herrschte noch ein gutes Einvernehmen in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft und namentlich in den kleinen Städten lebte es sich so sicher, friedlich und gemüthlich wie in Abrahams Schooß und wenn wirklich einmal eine unbedeutende Intrigue so ein kleines Nest beunruhigte, so war die Sorge und der Aerger darüber gerade nur so viel, wie für einen gesunden Umlauf der Säfte und eine regelmäßige Verdauung nothwendig ist.

Von jenen glücklichen Tagen wollen wir reden, in denen der Magistrat noch hochlöblich und die Rathsherren noch hochweise genannt wurden und wo die Leute sich auch steif und fest einbildeten, daß sie es seien; von jenen glücklichen Tagen wollen wir reden, in denen die Namen Aristokraten und Demokraten selten oder gar nicht gehört wurden und lange nicht die gehässigen Bedeutungen hatten wie heut, in denen Wahlumtriebe und Schützengilden-Bildungen noch nicht den Freund vom Freunde trennten und den wohlehrsamen Schuster- und Schneidermeister vom Arbeiten abhielten; von jenen glücklichen Tagen endlich wollen wir reden, wo die nüchtern-prosaische Eisenbahn noch nicht die poetisch-behäbige Postkutsche verdrängt hatte, wo man noch in beschaulicher Gemüthsruhe in Polkwitz niesen konnte, ohne daß man es eine Stunde darauf schon in Berlin durch den Telegraphen wußte, wo man die Briefe noch mit Lack und nicht mit Leim verklebte, wo man des Abends noch mit Blendlaternen ausging, um nicht in einer Straßenpfütze zu ertrinken, wo die kleinen Seiten-Abkömmlinge kleiner mediatisirter Fürsten noch nicht alle „Durchlaucht“

und die Schneidermamsells noch nicht alle „Fräulein“ hießen, wo die häßliche Crinoline die Damen noch nicht so luftig gemacht hatte wie heut', wo die Lieutenants noch ungestraft heirathen konnten, ohne zwölftausend Thaler Caution zu stellen, und wo es deshalb viel weniger alte Jungfern gab, als in den modernen Tagen der zwängenden und erzwungenen Freiheit und Gleichheit. —

Mit dem berühmten Jahre Achtundvierzig ist den Erzählungen von der guten, alten Zeit eine Grenze gesetzt und seine practisch nothwendigen Reformationen haben der Menschheit, als Maschine, zwar unberechenbare Vortheile gebracht, den Blüthenstaub der Poesie aber haben sie unwiederbringlich von dem Erdentreiben hinweggewischt, so daß wir diese holde Blume des menschlichen Geistes, diese tröstende Täuschung, die uns das Irdische mit einem Nimbus des Göttlichen umstrahlt, bald nur noch als Tradition kennen werden, als Unsinn und Läpperei, wie man schon jetzt Märchen und Zauberspiele zu nennen sich angewöhnt hat. —

Möglich ist es freilich, daß unsere Kindeskinder oder noch spätere Generationen auch noch von einer

guten, alten Zeit sprechen werden; wenn jedoch die Welt auf dem practischen Wege fortschreitet, den sie betreten hat, dann wehe unseren Kindeskindern und deren weiteren Nachkommen. —

Wie die Welt wohl aussehen mag nach hundert oder noch mehr Jahren? Sollte uns ein Blick gestattet sein von dort oben herab auf unseren einstigen Wohnplatz? — Es ist möglich! — Sollte er uns jedoch nicht vergönnt sein; welch unbefriedigtes Interesse! — Eine angefangene, spannende Geschichte, die man nach den ersten Kapiteln aus der Hand legen muß; ein Becher, vom Munde des Durstenden gerissen, nachdem er kaum seine Lippen benetzt. — Einmal und nicht wieder! — Welch verstimmendes Wort! —

Es wäre doch so hübsch, wenn man die Welt noch einmal oder öfter wiedersehen könnte, nachdem der leibliche Tod uns von ihr geschieden. —

Wir müßten dann, in unserer alten Gestalt, aus dem Grabe aufstehen und vor dem Sarge einen zeitgemäßen Anzug finden, in den wir unsere steifgelegenen Glieder etwas ungeschickt hineinzwängten. Dann würden wir zuerst verwundert lächelnd über

den Kirchhof schreiten, auf dem wir so lange geschlafen und dann durch das Thor hinaustreten in die Welt des Lebens, die auch eigentlich weiter nichts ist, als eine große Vorbereitungsanstalt für den Tod. Lauter absterbende Menschen; lauter werdende Leichen! Und man stände dann darunter, ein Ganztodter unter lauter Halbtodten. — Die Menschen wären dann natürlich noch bei Weitem kleiner und schwächlicher geworden, als sie es jetzt bereits sind und schauten ironisch lächelnd zu dem blassen Riesen empor, der erstaunt auf sie herabblickte. — Die lächelnde Ironie ist dann vielleicht an die Stelle der Freude getreten und das einst warm pulsirende Menschenherz ist zusammengeschrumpft zu einer kränklich gelben Verhärtung, in der es träge hin- und hertickt wie in einer müden, alten Wanduhr. Die ideale Liebe ist zur Mythe geworden und die reale wird nur noch durch magnetische und chemische Apparate und Präparate möglich gemacht, in electrischen Brütöfen oder wie die Dinger dann heißen mögen; die Begriffe von Ehre und Treue sind zu verblaßten Phantomen geworden, über die man nur noch lächelnd die Achseln zuckt, die ganze

Aufgabe des Lebens ist ein großes Regeldetri-Exempel auf dessen Lösung der Maschinenmensch seine ganze geistige Kraft richtet. Die holde Kindlichkeit und die tröstende Poesie sind von der Menschheit gewichen; das Leben bedingt weniger Geistes- und Herzensbedürfnisse, desto stärker tritt daher das Streben hervor, dieselben zu erfüllen und da dieses Streben nach der Erfüllung seiner Bedürfnisse, das heißt mit anderen Worten, das Streben sich wohlzuthun, nichts weiter als der Egoismus ist, so beherrscht die Aqua tofana dieses Gefühls allein die sich durch Selbstkitzel vergiftende Welt. —

O, fort mit den zeitgemäßen Kleidern, die uns überall kneifen und drücken, fort mit den neuen Weltbildern, die unsere alten Menschenaugen nicht mehr ertragen können; fort mit den neuen Gefühlen, die unser altes Herz nicht mehr verstehen kann! Zurück auf den stillen Kirchhof, zurück in das enge, kühle Grab, um weiterzuschlafen den Schlaf des Friedens und der Ruhe.

Einmal und nicht wieder! — Welch schönes tröstendes Wort! —

In der guten, alten Zeit braute auch jede

kleine Stadt noch ihr eigenes Bier, das man aber nur in den Nachbarstädten in seiner Vollendung zu trinken bekam, weil das Gebräu nur dann den Höhepunkt seiner Güte erreichte, wenn es einige Meilen per Axe gefahren wird. Das war sehr interessant, wenn man fünfzig Meilen mit der Personenpost fuhr. In jedem Städtchen bekam man eine andere Sorte Bier und die eine war immer vortrefflicher als die andere. — Ich habe einen kleinen Freund gehabt mit angemästetem Ränzlein, mit Backen wie ein Posaunenengel und mit kahlem Kopf, weil ihm der Dunst da immer herausstieg, der nannte das „eine Bierreise machen" und wenn er einmal vierzehn Tage abkommen konnte, unternahm er immer eine andere Tour, blos um wieder andere Sorten Bier kennen zu lernen. Auf solche Ideen kommt heutzutage gar kein Mensch mehr und wenn auch wirklich Jemand darauf kommen sollte, so würde es ihm gar nichts mehr nützen, denn seitdem die Eisenbahnen und das Bairische Bier Mode geworden sind, muß man auf jedem Bahnhof in haarsträubender Hast dies entsetzliche, abgestandene, lauwarme, trübgelbe Gebräu verschlucken, das

ebenso schnell den Magen passirt, wie wir den Bahnhof und uns schon nach fünf Minuten Unbequemlichkeiten verursacht, die wir auf dem nächsten Haltepunkt wiederum in haarsträubender Hast zu beseitigen suchen müssen.

Es geht jetzt Alles zu schnell in unserer modernen Zeit; die Begebenheiten jagen sich in ängstlicher Eile, die Verhältnisse überstürzen sich, alle Menschen, denen man begegnet, haben keine Zeit und, wenn man nicht will, daß man umgerannt wird, muß man schon, wohl oder übel, mitlaufen mit dem rasenden Strom, denn das Stehenbleiben oder gegen den Strom schwimmen ist eine gefahrbringende Unklugheit, die sogar den Tod zur Folge haben kann.

Will man heutzutage Vortheile erringen, so muß man dieselben im Laufen erhaschen und sich daran gewöhnen rechts und links mit sicherer Hand um sich zu greifen; man muß auch oft einen Puff schweigend hinnehmen, aber gleich daran denken, wie man denselben im verstärkten Maaße weitergeben kann, immer Annehmen und Nachgeben, wie mein alter Reitlehrer sagte, immer dousemang,

und wenn man auf eine Härte stößt, von vorn wieder anfangen.

Etwas Aehnliches steht schon im Xenophon, der bekanntlich die erste Reitinstruction geschrieben hat, aber jene Zeit ist uns doch zu alt und wir wollen daher ein Paar Tausend Jährchen vorwärts schreiten und dann in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts stehen bleiben, die wir als die letzte Phase der guten, alten Zeit bezeichnen.

Zweites Kapitel.

Posemuckel.

Es war mal eine kleine Stadt. —
Garnison-Geschichten.

Das Städtchen Posemuckel hatte eigentlich eine sehr günstige geographische Lage, denn es führte eine Chaussee durch und es floß ein Flüßchen vorbei und außerdem lag es in der nördlich gemäßigten Zone und in einer, für seine individuellen Verhältnisse, ganz besonders günstigen Isotherme. —

Was die Chaussee anbetrifft, so war es allerdings nur eine Kreis-Chaussee, die in der Gegend spottweise die Kreuz-Chaussee genannt wurde, weil es in der That ein Kreuz war, sie zu befahren. Die

anwohnenden Gutsbesitzer hatten nämlich, zur bedeutenden Erleichterung ihrer Getreide-Lieferungen, zwei nicht ganz unwichtige Ackerstädte miteinander verbinden und den Anschluß an eine größere Chaussee herstellen wollen; da sich jedoch nicht der ganze Kreis bei dem Unternehmen betheiligte, sondern nur die nächsten Interressenten, so blieben die Mittel unzulänglich und, obgleich der Bau ganz ordentlich begonnen ward, so wurde derselbe, je weiter er fortschritt, allmälig immer schlechter, so daß man zuerst auf einer wirklichen glatten Chaussee, dann auf einem Steindamm und zuletzt auf einer morastigen Kies- und Lehmstraße fuhr.

Posemuckel stand gerade auf der Grenze zwischen dem Paradiese und dem Fegefeuer und wer in die Stadt hineinfuhr, seufzte entweder tief und schmerzlich auf, oder seine Brust hob sich erleichtert und frei, je nachdem er, wenn er durch das andere Thor wieder hinausfuhr, den guten oder schlechten Theil der Chaussee zu erwarten hatte. —

Besagte Verbindungsstraße war nun allerdings außerordentlich wenig befahren, so daß der Chaussee-Einnehmer, der eine gute halbe Meile von Pose-

muckel stationirt war, alle drei Jahre gewechselt werden mußte, damit er nicht melancholisch würde oder auf schädliche Erfindungen geriethe; dessenungeachtet war aber die Chaussee doch von einigem Vortheil für das Städtchen, weil die Fuhrwerke, die, bei einbrechender Dunkelheit, von der guten Seite kamen, es sich selten getrauten, weiter zu fahren, sondern in den meisten Fällen in einem der Hôtels von Posemuckel nächtigten und so, nicht allein Geld, sondern auch Neuigkeiten in die Stadt brachten, an denen die wohlehrsame Bevölkerung noch ärmer war, als an dem Mammon des Lebens. —

Von beinahe ebenso großem Werth als die Chaussee war das durch die Scheunenreihe fließende Flüßchen für unsere Stadt; denn obgleich der selige Cannabich, in seinem großen Geographiewerk, sich irrt, wenn er die Pose bis Posemuckel für schiffbar erklärt, so wurde doch durch diese Angabe einer Autorität der moralische Werth der Stadt bedeutend gehoben und wenn die Posemuckler einen Brief schrieben, was allerdings nicht zu oft vorkam, so unterließen sie nie, oben links in die Ecke zu setzen: „Posemuckel, an der schiffbaren Pose, den ten 18 . .“

Zu Cannabichs Zeiten mag allerdings die Pose tiefer gewesen sein als jetzt, wo ein elender Torf- oder Aepfelkahn gänzlich außer Stande war, bis an das hölzerne Bollwerk zu gelangen, wenn er nicht durch vorgespannte Menschen mühsam dorthin gezogen wurde; der ehrenwerthe Charakter der Posemuckler wollte aber auf dem großen Geographen auch nicht den leisesten Schein einer falschen Angabe sitzen lassen und Magistrat und Einwohner thaten deshalb Alles, was in ihren Kräften stand, um die schiffbare Pose, in den Augen der durchpassirenden Fremden, wo möglich zu einem reißenden Strome zu machen.

Aus diesem Grunde hatte man, obgleich der Eisgang der Pose außerordentlich sanftmüthiger Natur war, vor ihrem Einfluß in die Stadt, einen colossalen Eisbock gebaut, dessen Pfähle aber bereits halbangefault waren und, wo sich das Flüßchen trüb und lebensmüde durch die Scheunen hinschleppt, war das Ufer sorgsam aufgemauert, um den Reichthum der Ackerbürger vor dem Uebertritt des Wassers zn schützen. Außerdem waren an verschiedenen Stellen des Ufers hohe weiße Tafeln errichtet, auf denen mit ellenlangen, ängstlich schwar-

zen Buchstaben geschrieben stand: „Das Baden und Pferdeschwemmen ist hier, wegen Tiefe des Wassers, bei zehn Silbergroschen Geld= oder verhältnißmäßiger Leibesstrafe, auf das Nachdrücklichste untersagt!

Von Amtswegen:

Der Magistrat.

Posemuckel, an der schiffbaren Pose, den ten 18..“ —

Und nur vor dem Mühlenthor, wo die hübschen, grünen Wiesen liegen und wo auch in neuerer Zeit ein kleines Badehaus erbaut worden ist, steht, etwa hundert Schritte davon, eine andere Tafel mit der Inschrift:

„Einziger erlaubter Badeplatz. Vormittags für Frauen; Nachmittags für Männer. Kinder unter sechszehn Jahren dürfen nur in Begleitung ihrer Eltern und Angehörigen oder unter Aufsicht des im Badehause stationirten, vom Magistrat autorisirten, Vice=Polizei=Sergeanten in's Wasser gehen.

Von Amtswegen:

Der Magistrat.

Posemuckel, an der schiffbaren Pose, den ten 18..“ —

Was die geographische Lage in der nördlich gemäßigten Zone und in dieser wiederum die, für

Posemuckels Individualität so günstige, Isotherme anbetrifft, deren wir am Eingang des Kapitels Erwähnung gethan haben, so konnten sich die Posemuckler nicht genug glücklich schätzen, daß ihre Vorfahren auf die Idee gekommen waren, gerade an dieser Stelle, gerade in diesem Wetter- und Wärmestrich ihre ersten Hütten zu bauen. —

Es wehte nämlich in und bei Posemuckel ein fortwährender scharfer Westwind und außerdem war der kubische Inhalt des jährlich fallenden, tropfbaren Niederschlags, den wir im gewöhnlichen Leben mit dem Ausdruck „Regen" bezeichnen, bei Weitem größer, als in den Ortschaften, die eine Meile mehr nördlich oder südlich lagen, und das war eben für Posemuckels Individualität eine besondere Bevorzugung vom Schicksal, weil die landbesitzenden Einwohner sich hauptsächlich mit dem Bau des Tabacks beschäftigten, der hier wunderbar schön gerieth, weil Boden- und Witterungsverhältnisse ihm besonders zusagten.

Posemuckel war also eigentlich eine recht glückliche Stadt zu nennen, denn, außer den bereits erwähnten Vorzügen, mit denen sie bedacht war,

hatte sie noch manche bedeutende Annehmlichkeiten vor anderen Städten voraus, die auch schon ein gewaltiges Aufheben von sich machten.

Die Lage und nächste Umgebung der Stadt war allerdings durchaus nicht hübsch und bot auch nicht die geringsten Annehmlichkeiten dar; denn der Ort lag ganz kahl auf dem Felde und die Obst- und Gemüsegärten, die er aufzuweisen hatte, befanden sich zwischen der äußersten Häuser-Enceinte und der alten, halbverfallenen Stadtmauer und, wenn man von außen kam, sah man daher kein anderes Grün, als die krausen Wipfel der Obstbäume, welche die Mauer nur um ein Weniges überragten und daher aussahen, wie ein Kranz wuchernden Unkrauts, das sich oben auf dem alten Gestein breit machte. —

An einem öffentlichen Garten fehlte es gänzlich und in der Stadt selbst befanden sich nur zwei Bäume, nämlich eine alte verkrüppelte Linde vor dem Gasthof zum „blauen Hirsch" und ein hochaufgeschossener, kränklicher Rosenstock vor dem Hause des Bürgermeisters.

Ebenso wenig wie einen Vergnügungsgarten

hatte Posemuckel eine Promenade und, wenn der Bürger, nach des Tages Last und Hitze, sich mit seiner Ehehälfte etwas die Beine vertreten wollte, mußte er entweder so lange um den Markt herum laufen, bis er düselig wurde, oder auf die gute Seite der Chaussee hinausgehen, bis an die steinerne Brücke, wo der Berg anfängt. Die Promenade auf dem guten Ende der Chaussee war aber wirklich ganz plaisirlich, denn, abgesehen davon, daß es dort gewöhnlich hübsch trocken für die Füße war und daß dort ununterbrochen ein frischer, lungenstärkender Westwind wehte, gab es auf dieser Seite der Stadt doch auch immer eine kleine Unterhaltung für das Auge und eine Beschäftigung für den Geist, der seine Reflexionen dazu machte. —

Bald kam ein schwerer Frachtwagen daher geächzt, auf dem der unermüdliche Fuhrmannsspitz in Einem fort kläffte und zabberte, bald kamen zwei müde Handwerksbursche mit schmerzenden Füßen des Weges gegangen, die den steif dahinschreitenden Bürger ehrfurchtsvoll grüßten, bald flog ein Storch über die feuchte, grüne Wiese, bei dessen Anblick die dicke Bürgerfrau dem Herrn Gemahl sehnsüchtig seufzend

den Arm drückte, wobei der Herr Gemahl ein ängstlich verlegenes Gesicht machte, und bald kam die gelbe, dreispännige Postkutsche lustig dahergerollt und der Postillon knallte und blies, daß es eine Freude war. — Deshalb gingen die Leute auch am liebsten auf dem guten Ende der Chaussee spazieren, denn das thut doch wohl und erfrischt Herz und Seele, wenn man nach der Arbeit des Tages ein wenig Kurzweil hat in der schönen Natur.

Die Fremden, die nach Posemuckel kamen, sagten zwar immer, ein scheußlicheres Nest sei ihnen in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen; das lag aber bloß in dem jetzigen verwöhnten und blasirten Geschmack der Menschen, die Nichts prunkhaft und verfeinert genug bekommen können und auf die eine edle Einfachheit gar keinen Eindruck mehr macht. — Die Fremden meinten immer, die ganze Gegend sei platt und langweilig; wenn aber der Redacteur des Posemuckler Wochenblattes das hörte, der ein tiefgelehrter Mann war und das ganze Brockhaussche Conversations-Lexicon, in der Ausgabe von 1822 auswendig wußte, so zog er die hohe, denkende Stirn in gewaltig tiefe und ernste

Falten und sagte dann mit seiner langsamen, überzeugenden Stimme: die Gegend sei allerdings langweilig, aber das sei gerade ihr höchstes Lob; denn die Langweiligkeit sei das charakteristische Kennzeichen des Classischen, und das Classische sei der Ausdruck des vollendet Schönen und Edlen. — Darüber freuten sich denn die guten Bürger von Posemuckel nicht wenig; wenn aber die kleine, lebhafte Frau des gelehrten Redacteurs dabei war, meinte sie immer, ihr Mann wäre auch classisch; es sei gar nichts mehr mit ihm anzufangen. — Die Ansichten sind eben verschieden im Leben und man muß eine jede ehren, wenn sie aus innerster Ueberzeugung heraus gesprochen wird. —

Die Umgegend von Posemuckel war freilich nicht brillant zu nennen; aber sie war jedenfalls eigenthümlich und nicht alltäglich. — Wenn man in die meisten kleinen Städte hineinfährt, finden wir fast immer dieselben Bilder wieder. Eine schattige, mehr oder weniger belebte, Chaussee führt uns auf den Ort zu und je näher wir kommen, desto mehr belebt sich auch die Natur; die einzelnen Häuser ausgebauter Bürger blicken freundlich aus dem Grün

heraus, auf dem klaren Fluß schwimmen friedliche Kähne, in den Gärten oder auf den Spaziergängen, welche die Stadt umgeben, gehen oder arbeiten fröhliche Menschen und wenn man durch das Thor fährt, sieht man vor den meisten Häusern grüne Bäume mit einer hübschen, zierlichen Bank darunter, auf der die jungen Mädchen sitzen und stricken und plaudern, als wenn sie das Wohl der ganzen Welt zu berathen hätten.

Das sind ebenso gewöhnliche Bilder, wie man sie überall findet und wie man sie sich bereits so überdrüssig gesehen hat, und deshalb macht die Umgegend von Posemuckel, in ihrer einfachen Ungewöhnlichkeit, stets einen fast befremdenden Eindruck auf den ersten Besucher. Wer sich jedoch erst, durch längeres Beschauen, in die keusche Schönheit dieses Stückes Erde hineingedacht hat, der wird unwillkürlich von einer tiefen, rührenden Wehmuth dabei ergriffen. —

Je näher man Posemuckel kommt, desto flacher, desto eintöniger und öder wird die Gegend. Das grüne Buschwerk, das man sonst auf den Feldern oder an den Ufern der Bäche und den Rändern der Wiesen zerstreut sieht, verschwindet immer mehr

und mehr, und sogar die Birken an der Chaussee werden immer kleiner und kränklicher und haben sich, durch das ununterbrochene Wehen des Westwindes, demüthig vornüber geneigt, und durch ihr fahles, farbloses Laubwerk flüstert der naßkalte Luftzug, als wenn schwächliche Greise, von Fieberfrost geschüttelt, bibbern und beben und kläglich mit den wackligen, gelben Zähnen aneinanderklappen. —

Auf den Feldern wogt nicht der hochstaudige, ährenschwere grüne Roggen, bei dessen wellenartigem Bewegen Einem unwillkürlich die Augen zufallen, wenn man lange hineinschaut; da steht nicht der dickköpfige, vollsäftige Weizen, nicht die federartige, orientalisch aussehende Gerste; sondern, so weit das Auge blickt, sieht es Nichts, als die graziöse Tabackspflanze, die die ganze Athmosphäre mit so berauschendem, narkotischem Dufte würzt, daß die Reisenden in der gelben Postchaise, wenn sie an das Weichbild von Posemuckel kommen, sämmtlich herzhaft an zu niesen fangen, und der Postillon ist schon so daran gewöhnt, daß er stets, an dem Grenzpfahl mit lauter Stimme: „Zur Gesundheit! ruft, wenn er auch gar keinen Passagier im Wagen hat. —

Die Fremden sind mit dieser octroyirten Priese stets sehr unzufrieden und beklagen sich gewöhnlich in den bittersten Ausdrücken über den abscheulichen Geruch, den die schlechten Tabackspflanzen um die ganze Stadt herum verbreiten; aber das ist wiederum ein so vorschnell gefälltes Urtheil, ohne tiefere Ergründung der Sache; denn dieser permanente, nervenkitzelnde Geruch wirkt außerordentlich wohlthätig auf die Gesundheitsverhältnisse der Stadt und die ältesten Leute können sich nicht entsinnen, daß jemals ein Posemuckler oder eine Posemucklerin am Stockschnupfen oder einer sonstigen Verstopfung gelitten hätte; denn der Taback wirkt bekanntlich auch auf andere Communicationen heilsam und segensreich.

Wenn man durch das alte, halbverfallene Doppelthor fährt, dessen dräuende Stirn an die einstige Macht Posemuckels erinnert und von dem der Redacteur des Wochenblattes behauptet, es sei eines der schönsten Monumente des Spitzbogenstyls, so wird das Auge des Reisenden in der gelben Postkutsche, wenn nämlich einer d'rin sitzt, wiederum durch eine ganz neue Erscheinung überrascht.

Während nämlich, in anderen Städten, die Häuser in langweiliger Rechtwinkligkeit nebeneinanderstehen und oft, eines von dem andern, durch eine dunkle, häßliche Ritze getrennt ist, lehnen sich die Gebäude hier, wahrscheinlich unter dem Einfluß des permanenten Westwindes, sämmtlich nach der entgegengesetzten Seite, wie wenn eines sanft schlummerte am Busen des andern, in ungestörter, brüderlicher oder schwesterlicher Harmonie und Eintracht. Die ganze Stadt sieht aus, als wenn ein guter Genius mit seiner segnenden Hand sanft über die seidenen Lockenköpfchen einer Anzahl Kinder gestrichen hätte und diese hätten ihre Häupter träumerisch geneigt und sich zärtlich umschlungen, bei der süßen Mahnung der Liebe, die jener segnenden Hand entströmte. — Sogar die große, knarrende Wetterfahne auf dem gelben Rathhause, mit den Colonnaden unten, und der schmutzig-grüne Engel Gabriel auf dem rothen, unten abgeputzten, Thurm der Stadtkirche, sind von dem Hauch der Demuth berührt worden und neigen sich, wie alles Andere in Posemuckel, gläubig gen Osten, dem ewigen Lichte zu, wie die Moslemin nach der Richtung, wo die hei-

lige Kaaba steht, in der Moschee zu Mekka, dem Om el Kora der Araber. —

Was den Charakter der Bevölkerung von Posemuckel anbetrifft, so läßt sich derselbe in der That nicht genugsam loben. In der äußeren Erscheinung zeigten die Posemuckler stets den unverkennbaren Typus der christlich germanischen Abstammung, das heißt, sie hatten ein fast durchgängig blondes oder hellbraunes Haar, das nur durch den feuchten, ausbleichenden Westwind, in den meisten Fällen in ein etwas schmutziges Cendré übergegangen war, blaue Augen mit durchgängig gräulicher oder grünlicher Beimischung; wenn sie sich gerade erhitzt oder sonst angestrengt oder aufgeregt hatten, rothe, blühende Wangen und eine kräftige, aufrechte Haltung des Körpers, namentlich, wenn sie gegen den Wind, nach dem guten Ende der Chaussee zu, gingen. Kamen sie aber mit dem Winde die Straße herunter, dann hatten sie Alle eine vornüber gebeugte Haltung. Wenn jedoch der starke Luftzug den Männern die Rockschöße auseinander blies oder den Frauen und Mädchen die Röcke hinten an den Körper preßte, dann sah man gleich, daß das Krumm-

gehen nicht von Schwächlichkeit herrühre, sondern man erblickte, mit freudiger Ueberraschung, Formen von wahrhaft normaler Bildung.

Hier und da sah man in Posemuckel aber auch einmal einen kohlschwarzen Kopf und ein gebräuntes Gesicht, das auffallend mit dem sonstigen germanisch aschgrauen Typus contrastirte. Die alten Leute sagten, das stammte aus der Franzosenzeit, wo Posemuckel auch einige Durchzüge erlebt hätte, und die Franzosen hätten sich da so liebenswürdig und artig gegen ihre Wirthinnen und Wirthstöchter benommen, daß es doch unrecht von denen gewesen wäre, wenn sie ihren galanten Gästen nicht alles Liebe und Gute gethan hätten, was nur irgend in ihrer Macht stand. — Die Franzosen hätten sie ja sonst für ungebildet halten können, und die Gastfreundschaft ist ja außerdem eine der schönsten Tugenden des deutschen Volkes. — Das war doch auch immer schon ein hübsches Zeichen von Bildung und Regsamkeit des Geistes, daß selbst die Frauen in einem solchen kleinen und abgelegenen Ort, der damals noch gar nicht einmal die Kreis-Chaussee hatte, schon so gut in der Geschichte ihres Landes

Bescheid wußten und mit so richtigem Takt, der dem Weibe gewöhnlich eigen ist, gerade die schönsten Ideen derselben in sich aufgenommen hatten. —

Das war also der Ursprung der brünetten Beimischung in Posemuckel. —

Was den Charakter und die geistigen Verhältnisse der Leute anbetraf, so kann man ihnen zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie jedenfalls ein aufgeklärter Schlag Menschen waren, der für Alles das lebhafteste Interesse an den Tag legte und eine kaum zu stillende Wißbegier offenbarte. —

Die Fremden, die nach Posemuckel kamen, meinten zwar, die Leute seien von einer wahrhaft unausstehlichen Neugier, mit der sie sich und Andere belästigten; aber sie mußten sich doch wohl irren; denn wenn der gelehrte Redacteur des Wochenblattes das hörte, zog er die Stirn gewaltig kraus und meinte, ohne Neugier sei auch keine Wissenschaft und Niemand könne ein Gelehrter werden, der nicht seine Neugier, nach allen Punkten hin, zu befriedigen suche.

Darüber freuten sich dann die guten Bürger von Posemuckel nicht wenig; wenn aber die kleine, leb-

hafte Frau des Redacteurs dabei war, dann meinte sie immer, ihr Mann könne eigentlich kein ordentlicher Gelehrter sein; denn er suche nach keinem Punkte hin seine Neugier zu befriedigen.

Die Ansichten sind aber verschieden im Leben und man muß eine jede achten und ehren, wenn sie aus innerster Ueberzeugung heraus gesprochen wird. —

Nach dem, was wir bis jetzt gesagt haben, können wir nun wohl getrost auf unsere, am Eingang des Kapitels ausgesprochene Behauptung, zurückkommen, daß Posemuckel eigentlich eine recht glückliche Stadt zu nennen sei; denn die ruhige und leidenschaftslose Betrachtung aller Verhältnisse und die gerechte Abwägung der Vor- und Nachtheile haben uns wohl deutlich genug gezeigt, daß die Fremden Posemuckel und seine Bewohner ganz falsch und oberflächlich beurtheilten und daß Letztere vollständig berechtigt wären, ihr Städtchen für ein kleines Paradies und sich selbst für lauter Adams und Evas, vor dem Sündenfall, zu halten; natürlicherweise in anständiger Bekleidung, wie sie die Sitte unseres Jahrhunderts mit sich bringt. —

Die Hauptbevorzugung, mit der das Schicksal unser Städtchen begnadigt hatte, hätte ich aber auf ein Haar vergessen anzuführen; nämlich den außerordentlich guten Gesundheitszustand der Posemuckler. Wie die narkotische Ausdünstung der weiten Tabackspflanzungen die verschiedenen Communicationen im Körper frei und gangbar erhielt, so sorgte der permanente, naßkalte Westwind für eine stets ungeschwächte Sehnsucht des Magens nach kräftiger Speise und kräftigen Getränken, und in der Wahl beider bewiesen die Posemuckler wiederum ihren klaren Blick und ihr tiefes Verständniß für die Vorgeschichte ihres Landes und für die vortrefflichen Sitten und Gebräuche ihrer Altvordern, indem sie, so weit als in moderner Zeit thunlich, ihre Nahrung auf die Urstoffe zurückführten, das heißt, ihre Speise bestand hauptsächlich in einem tüchtigen, saftigen Stück Fleisch und ihr Trank vorzugsweise aus Korn, mit gelegentlichen Unterbrechungen von Kümmel und Kirsch und einer Umhüllung des Ganzen von ihrem eigengebrauten, vortrefflichen Bier, das, zehn Meilen in der Runde, unter dem Namen der Posenelle bekannt war. —

Mit einer solchen Bowle im Leibe saßen die ganzen Menschen gleichsam wie in Spiritus und conservirten sich ganz ausgezeichnet. Die Krankheitsfälle waren beinahe Null, weshalb auch der alte, stumpfe, stocktaube Doctor fast gar nichts zu thun hatte und ohnfehlbar verhungert wäre, wenn er sich nicht, da er unverheirathet war, bei den Bürgern so mit durchgefressen hätte. —

Die Leute waren gesund und blieben gesund; nur wenn sie an die Fünfzig heran waren, bekamen sie blaue Adern in der Nase und in den Backen, und die Augen begannen ihnen zu thränen und die Finger zu zittern, und dann wußte man auch schon, daß sie es nicht mehr lange machen würden:

„Dein Aug' ist hohl; die Wangen bleich und mager;
So eingesunken Deine kranke Brust;
Laß seh'n die Hand! — O weh; so feucht und hager; —
Bald fürcht' ich, Movitz, trifft uns Dein Verlust."

So sprachen dann ungefähr, aber nicht in Bellmanschen Versen, die Nachbarn und Freunde, und sie hatten auch darin, wie in allem Uebrigen, einen richtigen Blick und eine klare Beurtheilung. —

Nach drei bis vier Wochen war der arme Kerl gewöhnlich todt. — Aus des Lebens Schale hatte er ganz unvermerkt den Tod getrunken, obgleich die Lippe oft scherzte und lachte während des Genusses; doch als der Trank die Kehle hinabglitt, schwammen die Todtenwürmer mit hinein und nagten allgemach des armen Herzens Lebenskeime ab. —

Die Augen schlossen sich, die Brust fiel zusammen; der Athem stockte. Er hatte den letzten Trunk gethan. —

Die Fremden meinten dann, er sei am Delirium tremens gestorben, aber das war wiederum Gehässigkeit und Verleumdung; denn wenn der gelehrte Redacteur des Wochenblattes das hörte, zog er die Stirn gewaltig kraus und sagte, die Stadt habe so schlechtes Wasser, davon kämen die wilden Phantasien und dieses tolle Rasen.

Darüber freuten sich dann die Bürger von Posemuckel nicht wenig; wenn aber die kleine lebhafte Frau des gelehrten Redakteurs dabei war, dann meinte sie immer, sie würde es gar nicht ungern sehen, wenn ihr Mann auch einmal Wasser tränke,

denn solche wilde Phantasien dächte sie sich eigentlich ganz interessant. —

Die Ansichten sind verschieden im Leben und man muß eine jede achten und ehren ꝛc. —

Garnison hatte Posemuckel niemals gehabt und wünschte sich auch gar keine. — Und das konnte man der Stadt am Ende so übel nicht nehmen. —

Es wird Niemand in den Sinn kommen, die großen Vortheile ableugnen zu wollen, welche eine militairische Einquartierung auf jede Stadt, namentlich aber auf eine kleine, ausübt. Die Soldaten bringen Geld unter die Leute, wenn es Kavalleristen sind, auch den, fast noch wichtigeren, Dünger; die gesellschaftlichen Verhältnisse gestalten sich freier und interessanter, das Leben pulsirt schneller, die Stadt bekommt ein großstädtischeres Ansehen, die neue Generation der Bevölkerung wird gekräftigt und veredelt und mancher alter reichgewordene Krämer, der an zu großer Vollsäftigkeit des Geldbeutels leidet, bekommt erleichternde Aderlässe. —

Das ist nun Alles recht schön und gut, aber die Sache hat auch ihre Kehrseite. — Es kommt zwar vor, daß die Herren Offiziere die kleinen Bürger=

töchter zum Altar führen, wenn ein harmonischer Klang da ist, der das Herz unwiderstehlich zum Herzen zieht; aber es kommt doch auch vor, daß die Herren Offiziere blos ein wenig liebeln, charmiren und den Mädchen die Köpfe verdrehen und, wenn die armen Kinder dann zu gläubige Seelen und zu mitleidige Herzen haben, dann können doch manchmal sehr unangenehme Folgen daraus entstehen.

Die kleine, lebhafte Frau des Redakteurs vom Wochenblatt meinte zwar, das könne sie sich von den Herren Officieren gar nicht denken und sie habe solches Vertrauen zu ihnen, daß sie es dreist auf eine Probe wollte ankommen lassen; aber ihr gelehrter Herr Gemahl erzählte ihr dann so schreckliche Geschichten aus dem dreißigjährigen Kriege, und wie die entmenschte Soldatesca dort mit dem schönen Geschlecht umgegangen sei, daß das der kleinen Frau dann doch zu lebhaft wurde und sie schließlich meinte, sie wolle sich das Militair nur lieber begeben. —

Und es war wirklich so besser. Die Soldaten, und namentlich die Kavalleristen, hätten sich in Posemuckel durchaus nicht glücklich und behaglich ge=

fühlt. Der Ort paßte einmal ganz und gar nicht als Wohnplatz für eine Reiter-Escadron. Nicht etwa, daß er zu klein und langweilig gewesen wäre. — O, Gott bewahre! — Die Herren Kavallerie-Officiere legen aber einen ganz eigenen Maaßstab an die Begriffe einer guten Garnison und fühlen sich oft auf einem Dorf glücklicher, als in der Residenz.

Als Beleg und Erklärung für diesen Ausspruch möge folgende wahre Anecdote dienen:

Ein österreichischer Reiter-Officier, der drei Jahre in Venedig gestanden hatte, wurde nach Kécskemet in Ungarn versetzt, einem halben Dorf, das meilenweit keine Nachbarschaft und dessen Namen in Oesterreich ungefähr denselben Klang hat wie bei uns Polkwitz und Schöppenstedt.

Als man dem Reiter-Officier, wegen dieses Glückswechsels, sein aufrichtigstes Bedauern aussprach, antwortete er ganz vergnügt:

„O, ich bitte Sie! — Diese Versetzung ist mir gar nicht unangenehm. In Kécskemet ist ja das beste Heu!" —

Drittes Kapitel.

Der Stein der Weisen.

Nicht Kinder blos speist man mit Märchen ab. —
Nathan der Weise.

In der kleinen Hofwohnung eines abgelegenen Gäßchens von Posemuckel saß die Familie des Barbiers Lawendel bei der Abendmahlzeit versammelt.

Auf dem großen, runden Tische qualmte ein dickes Talglicht mit einer mächtigen Schüssel Kartoffeln um die Wette und die Hände und Händchen griffen fleißig zu, damit ihre Eigenthümer nicht zu kurz kämen bei diesem wichtigsten Geschäft des Lebens.

Weß das Herz voll ist, deß fließt der Mund

über, wenn aber der Mund voll ist, dann schweigen sie alle Beide. Diese tiefe Wahrheit bethätigte sich auch hier. Eine andächtige Stille herrschte in dem kleinen, matt erleuchteten Zimmer und man hörte weiter Nichts als das energische Bepusten der heißen Kartoffeln, das pfeifende Einsaugen der Luft, um den Bissen im Munde abzukühlen, und dann das zermalmende Geräusch der Kinnbacken.

Die Familie bestand aus sechs Personen: Mit dem Rücken nach den kleinen, blinden Fenstern zugekehrt saß der Hausherr, der Barbier Lawendel, in höchsteigener Person, befreite mit wunderbarer Geschicklichkeit die Kartoffeln von ihrer dünnen, aufgeplatzten Schale, brach sie dann mit den Fingern auseinander, tauchte die eine Hälfte in das colossale Salzfaß, in der Mitte des Tisches, warf den Bissen mit einer gewissen Grazie in den Mund und schnitt dann gar seltsame Gesichter, wenn ihm das heiße Stück Kartoffel auf Zunge und Gaumen brannte. —

Sein Geist schien jedoch gar nicht an dem Genuß theilzunehmen, dem der Körper sich hingab; denn die kleinen stechenden und listigen Augen, die aus einem mageren, spitzen Fuchsgesicht herausblickten, hefteten

sich gar nicht auf seine nächsten Umgebungen, sondern starrten bald hier, bald dort, in den leeren Raum und gaben deutliches Zeugniß, daß seine Gedanken ganz wo anders waren, als in der Kartoffelschüssel.

Neben dem Hausherrn saß sein eheliches Gespons, das einen vollständigen Gegensatz zu seinem Herrn und Gatten bildete; denn während Jener klein, winzig, mager, listig und denkend aussah, war Frau Sabine eine kugelrunde, gleichmäßig mit Fett durchwachsene, Mittelfigur, mit etwas gesackter Büste, kurzathmigem Halse und einem kugelrunden Kopf, dessen Haarschmuck eher aussah, als wenn der Herr Gemahl täglich Zerstörungsversuche mit demselben vornähme, als wenn er ihn liebreich gekämmt und geglättet hätte, mit der Kunst seines Berufes. Das Antlitz der Dame war ebenfalls roth und dick, von ziemlich plumper und platter Monotonie und nur um die Mundwinkel und um das Kinn herum, lag ein Zug von verbissenem Aerger und energischer Keifsucht, und aus den grauen, von Fett überhangenen, Augen, sprachen principielle Unzufriedenheit und permanente schlechte Laune.

Die übrigen vier kauenden Mitglieder der abendlichen Tafelrunde bestanden aus den sichtbaren Folgen der liebenden Vereinigung des eben beschriebenen Eltern-Paares und zwar aus einem großen, dicken Mädchen mit dummem Gesicht, das im Anfang der zwanziger Jahre sein mochte und deren sämmtliche Leidenschaften sich im Magen concentrirt zu haben schienen, und drei schlappsigen Bengels zwischen dreizehn und sechzehn Jahren, die ebenfalls mit einer Gier die Kartoffeln verschlangen, als wenn sie einer langen Fastenzeit entgegen gehen sollten.

„Laß doch den Würmern auch 'was übrig!" unterbrach Frau Sabine das lange Stillschweigen, indem sie einen giftigen Blick auf ihren Gemahl warf; „Du möchtest immer Alles für Dich allein haben; aber an Frau und Kind denkt Deine Seele nicht."

Der Barbier zuckte gleichgültig die Achseln und steckte diesmal, anstatt einer halben, eine ganze Kartoffel in den Mund.

„Hast Du nicht gehört?" fuhr Frau Sabine fort, indem ihr holdes Antlitz noch um einen Ton

röther und ihre Stimme um einen Ton höher wurde; „Du sollst jetzt aufhören! Wenn man den Muth gehabt hat, so viele Kinder in die Welt zu setzen, muß man auch den Muth haben, für sie zu hungern, wenn es sein muß. — Aber Du bist mir der Rechte! Du läßt Dir Nichts abgehen und wenn es nach Dir gegangen wäre, hätten wir noch ein halbes Dutzend mehr." —

„„Meinst Du?"" entgegnete der Barbier, indem er einen spöttischen Blick auf seine Frau warf.

„Ja; ich meine!" keifte Sabine fort, der jetzt anfing wohl zu werden, weil sie sich in ihrem Element bewegte. „Oder willst Du mir vielleicht die Schuld in die Schuhe schieben, wie Du es mit Allem thust, was Dir unbequem ist. O, so lange ich mit Dir verheirathet bin, bestand mein junges Leben nur aus Entbehrungen und Entsagungen jeglicher Art; aber Du, Du warst der Herr Feinschmecker, Du warst der Herr Baron, Du warst der Herr Pascha und, wenn ich nicht immer bereit war, Deine Wünsche zu erfüllen, dann drohtest Du mir mit meiner Pflicht, mit dem Gesetz und sogar mit der Religion, die man doch stets hoch und

heilig halten soll, und erzähltest mir, was der Herr Martin Luther gesagt hätte, daß alle Woche zw…"

„Sabine!" fiel der Barbier entrüstet ein, indem er seiner Frau einen vernichtenden Blick zuwarf, „„bedenke doch, daß Deine erwachsene Tochter zugegen ist!""

„Ach was!" zeterte Sabine weiter; „die habe ich erzogen; das ist noch eine reine, unverdorbene Seele, die so etwas gar nicht versteht. — Hast Du etwas verstanden, Thekla?" wandte sie sich mit ein wenig moderirtem Ton an ihre Erstgeborene.

„Nee!" sagte Thekla gleichgültig, indem sie ein großes Stück Kartoffel hineinwürgte. —

„„Das wußte ich ja!"" fuhr Sabine mit einem leichten Anflug selbstbefriedigter Eitelkeit fort, der aber sogleich wieder dem vorigen Grimm in ihren Zügen das Feld räumte; „„bedenke Du nur immer, was Du sprichst; ich werde meine Reden schon verantworten. — Wirst Du nun bald aufhören zu essen oder nicht?"" setzte sie mit gellender Stimme hinzu.

„Ja!" schrie der Barbier, indem er eine eben ergriffene Kartoffel wieder in die Schüssel zurück-

warf, daß sie zerplatzte, und dann beide Hände resignirt in seine Hosentaschen steckte.

„„So? Also endlich?““ fuhr Sabine fort, und warf einen höhnisch entrüsteten Blick auf ihren Gatten, der dumpf vor sich hinstarrte; „„das ist einmal wieder ein großes Verdienst, nicht wahr? Wenn man sich so voll gegessen hat, daß man keinen Bissen mehr hinunterbringen kann, dann macht man ein salbungsvolles Gesicht, steckt die Hände in die Tasche, streckt die Beine unter den Tisch und blickt seine Kinder gütig und liebevoll an, als wollte man sagen: Seht Ihr, was ich Alles für Euch thue! — O, geh' mir doch, Du abscheulicher Schlemmer und Heuchler!““ —

Der Barbier lächelte fein und selbstbewußt vor sich hin und in seinen Zügen malte sich der Ausdruck einer gewissen Hoheit und Ueberlegenheit.

„„Ja ja; das ist so Deine Art,““ fuhr Sabine fort, „„wenn Du Dich nicht verantworten kannst; dann machst Du ein dummes Gesicht und schweigst; aber Dich bessern, Deine Fehler ablegen, für Deine Frau und Deine Kinder sorgen, das kommt Dir nicht in den Sinn. O entsetzlich, sein

Schicksal einem solchen Mann anvertraut zu haben!"" —

„Weißt Du, wer Sokrates war?" fragte der Barbier, ohne seine Frau anzusehen.

„„Nein!"" entgegnete Sabine, indem sie ihren Mann mit einer gewissen Verblüffung anblickte.

„Das habe ich mir gedacht; und deshalb verstehst Du mich auch nicht, wie sie ihn nicht verstand," fuhr Herr Lawendel fort, indem eine gewisse Seelengröße aus seinen kleinen Augen leuchtete; „das Bedeutende wird nur von Bedeutendem begriffen!" —

„„Ach! Nach Deinen albernen Redensarten höre ich gar nicht mehr hin!"" zankte Sabine weiter. „„Bildest Du Dir etwa ein, 'was Bedeutendes zu sein? Was bist Du denn? Ein verdorbener Schlächtergeselle, der sein Handwerk aufgab, weil es ihm nicht nobel genug schien, um ein noch schlechterer Barbier zu werden. Wenn ich das gewußt hätte, daß Du ein solcher Taugenichts wärst, hätte ich nie darin gewilligt, Dir meine Hand zu reichen und Deine Hungerleiderei zu theilen."" —

„Du bist ungerecht, Sabine!" entgegnete La-

wendel mit großer Seelenruhe. „Es ist uns eine Zeit schlecht gegangen; ich leugne es nicht; aber aller Anfang ist schwer. Ich gebe sogar zu, daß ich ein schlechter Barbier war; denn meine Hand war schwer geworden von dem ewigen Fleischzer-hauen und ich vergoß beinahe ebenso viel Menschen-blut als früher Ochsenblut. Ich räume schließlich ein, daß ich niemals werde einen Bart abnehmen lernen, ohne meinen Clienten einige Gedankenstriche in's Gesicht zu machen; aber das ist mir vollkom-mene Nebensache." —

„„Ja; uns ist es aber nicht Nebensache!"" ent-gegnete Sabine. „„Was ist denn die Folge von Deiner Ungeschicklichkeit? — Daß die anderen Bar-biere alle Kundschaft an sich reißen und ihre Frauen in Sammt und Seide kleiden, während Du all-mälig an den Bettelstab kommen wirst."" —

„Wenn Du doch nicht so vorschnell urtheilen wolltest!" sagte Lawendel mit Ruhe. „Glaubst Du denn, daß mein Ehrgeiz darauf hinausgeht, ein Barbier zu werden wie meine Herren Collegen? — Das sei ferne von mir! — Ich bin ein Bar-bier des Geistes; Weib!" fuhr er mit erhobener

Stimme fort, indem er seine Frau triumphirend anblickte und sich auf seinem Stuhle gerade setzte, „und deshalb werden alle meine Collegen schneller vor mir in den Staub sinken, als Du es Dir träumen läßt. Noch stehen zwar die erbärmlichen Pellkartoffeln und der große Salznapf auf dem Tisch; aber bald wird die Zeit kommen, wo Mittags und Abends hier die Fleischtöpfe Egyptens dampfen und eine gute Flasche Bier daneben schäumt. Der Anfang ist bereits gemacht, Sabine, sieh' hier!" —

Und damit griff er in die weite Tasche seines Beinkleids und hielt seiner Frau in der flachen Hand fünf harte Thaler hin, die Jene mit staunendem Interesse betrachtete.

„„Aber, Mensch! Wie kommst Du plötzlich zu dem vielen Gelde?"" sagte sie mit merklich besänftigter Stimme, indem ihre Blicke noch immer auf den Silberstücken hafteten.

„Kundschaft, mein Kind, Kundschaft!" fuhr Lawendel strahlend fort; „Alles ehrlich erworben und ich sage Dir, es kommt noch mehr, daß Du auch in Sammt und Seide gehen kannst, wie die Anderen! Die Leute fangen jetzt an sich mit wahrer

Leidenschaft von mir barbieren zu lassen, wenn ich sie auch ein Bischen ritze und kratze; das schadet Alles nichts; ich bin ihnen doch angenehmer als die Anderen.“ —

„„Aber wie geht das nur zu, Lawendel?““ sagte Sabine, indem sie ihren Mann noch immer staunend anblickte.

„Wie das zugeht?“ fuhr der Barbier mit leuchtenden Augen fort; „hast Du schon einmal etwas vom Stein der Weisen gehört?“ —

„„Jaja,““ sagte die Frau, „„mir ist es so ... in einem alten Märchenbuch muß ich davon gelesen haben ... der Stein der Weisen ... jaja ... den sie immer suchen und nicht finden können ...““

„Ganz recht!“ fiel Lawendel ein, indem er die fünf Thaler klingend in die Tasche fallen ließ, „den sie immer suchten und nicht finden konnten ... aber ich ... ich habe ihn gefunden!“

„„Aber wie ... wo ... wann?““ ... entgegnete Sabine, ihren Mann am Arm ergreifend und ihre Augen auf seine Lippen geheftet.

„Das ist mein Geheimniß, Weib!“ sagte Lawendel groß. „Genießt Ihr die Wohlthaten, die

mein Geist Euch erwirkt, aber fragt nicht warum und weshalb? Die Zunge der Weiber ist geschwätzig und wenn Ihr plaudertet, würde Alles wieder in Nichts versinken und wir würden ärmer werden, denn zuvor. So aber werde ich noch steigen und Du mit mir ... zu einer Höhe ... zu einer Höhe ... vor der Dir schwindeln würde, wenn ich sie Dir jetzt zeigen wollte." —

„„Und mir träumte diese Nacht, Du wärst Nachtwächter geworden!"" sagte Frau Sabine kopfschüttelnd und wie in Erinnerungen versunken, „„merkwürdig!""

„Nachtwächter!" wiederholte Lawendel mit eigenthümlichem Lächeln. „Und dennoch hat Dein Traum eine gewisse Bedeutung. Bin ich nicht seit mehr als vier Wochen wenigstens ein halber Nachtwächter? — Ergreife ich nicht, wenn Ihr Alle in die warmen Betten schlüpft, Hut und Mantel und eile hinaus auf die kalte, zugige Straße, um weiterzuarbeiten an meinem großen Plan? — Und wenn die Thurmuhr längst Mitternacht geschlagen hat und die Geisterstunde sich ihrem Ende naht, dann kehre ich erst wieder heim, um wenige Stunden zu

ruhen und, lange vor Euch, das Bett zu verlassen und wiederum hinauszueilen auf die öde, schaurige Straße, die noch immer umhüllt ist von den dunklen Schatten der Nacht. — Doch Dein Traum erinnert mich an meine Pflicht, an meine Bestimmung. — Gute Nacht! — Legt Euch nieder. — Ich muß gehen.“ —

„„Du willst schon wieder fort?““ sagte Sabine, welche durch den Anblick der fünf Thaler und die Eröffnung der glänzenden Aussichten bei weitem milder geworden war; „„aber sage mir doch, was soll denn dieses Nachtwandeln eigentlich bedeuten? Du thust so geheimnißvoll ... mir graut beinahe vor Dir ... sage mir, Lawendel ... Du bist doch kein Schatzgräber ... oder Leichenräuber?““

„Ihr Weiber seid doch ein schwaches Geschlecht!“ sagte der Barbier, indem er den kurzen Mantel um die Schultern warf und einen alten, schäbigen Hut auf den Kopf setzte; „das Maaßhalten ist Euch eine unbekannte Größe; denn Ihr gehet zu weit in allen Euren Gefühlen: in der Liebe wie im Haß, im Vertrauen wie im Mißtrauen. Sei unbesorgt und geh' zu Bett!“ —

Mit diesen Worten hüllte sich Herr Lawendel theatralisch in sein kurzes, dünnes Mäntelchen und schritt pathetisch zur Thür hinaus. —

Frau Sabine aber schüttelte noch einige Male gedankenvoll den rauhen Kopf, dann blickte sie nachdenklich auf ihre älteste Tochter und fragte mit leiser Stimme, als ob sie sich fürchte: „„Hast Du verstanden, was der Vater meinte, Thekla?““ —

„Nee!“ sagte Thekla, mit vollständig theilnahmlosem Gesicht, indem sie den letzten Bissen in den Mund steckte und laut gähnte; „ich bin müde und will zu Bette gehen.“ —

„„Jaja; das wird das Beste sein,““ bekräftigte Sabine. „Wenn uns nur der Mann nicht in's Unglück bringt ... ich habe kein rechtes Vertrauen zu ihm ... er war ein verdorbener Schlächtergeselle und ist auch ein verdorbener Barbier; es wird nichts Gescheidtes aus ihm werden ... und dennoch hatte er Geld ... will mich in Sammt und Seide kleiden ... hm hm ... das wär' schon hübsch ... wenn mir nur nicht geträumt hätte, daß er Nachtwächter geworden wäre ... Nachtwächter ... o weh!““ —

Bei den letzten Worten gähnte sie auch und weckte dann die drei Burschen, die nach dem letzten Bissen über ihrem Teller eingeschlafen waren.

Die Burschen reckten sich, rieben sich die Augen und schlichen dann halbblind in ihre Kammer, während Thekla und Mutter Sabine die Decken von ihren Betten nahmen und sich langsam entkleideten. —

„„Wenn mir nur nicht geträumt hätte, daß er Nachtwächter geworden wäre!““ murmelte die Frau noch einmal, als sie die schwere Decke über sich zog; dann löschte sie den Docht des Talglichts mit den Fingern, daß die Flamme leise zischend erstarb, und eine Minute darauf schnarchte sie mit der dicken Thekla um die Wette. —

Draußen auf der Straße war es dunkel und kalt. Der permanente Westwind blies mit verstärkter Heftigkeit, als ärgere es ihn, daß die alte, hölzerne Stadt noch immer seinen Anstrengungen widerstände und als habe er es sich fest vorgenommen, dieselbe heute gänzlich umzupusten. Der Himmel

war mit einer trüben, grauen Decke verhangen und nur ein mattgelber Fleck bezeichnete die Stelle, an welcher der gute, treue Mond sein ewiges Nachtwächteramt versah.

Die Fenster der meisten Häuser waren schon dunkel und die alten Gebäude standen traurig und vorübergebeugt da, wie lebensmüde Greise, die sich zitternd über ihr Grab neigen und, halb fürchtend, halb sehnend, ihre letzte Ruhestatt betrachten. Lauter werdende Leichen, wie die Menschen, deren Schlaf sie überdachen. —

Mitunter, wenn der Wind schärfer durch die Straßen blies, wie eine dringendere Mahnung des Todes, hörte man das alte Gebälk seltsam ächzen und stöhnen und die rostigen Wetterfahnen kreischten so schrill und ängstlich drein, wie Sterbende im letzten fieberhaften Deliriren. —

Nur hier und da sah man hinter trüben Scheiben noch ein trübes Lichtchen brennen, das einem armen Handwerker zur nächtlichen Arbeit leuchtete, damit seiner Familie am nächsten Tage das tägliche Brod nicht fehle, während ein aufmerksames Ohr aus den meisten anderen Wohnungen schon

die tiefen, gurgelnden Athemzüge der faulen Ackerbürger unterscheiden konnte, die nach dem letzten Bissen des Abendbrots in die dicken, schweren Kissen kriechen. —

Als der Barbier Lawendel sein Häuschen verlassen hatte, hüllte er sich dichter in sein dünnes Mäntelchen, drückte den verbogenen Hut fester auf den Kopf, schauderte einige Male fröstelnd zusammen und begann dann in einem kurzen Hundeträbchen die dunkle Straße entlang zu laufen. Als er an die nächste Ecke kam, blickte er bie Hauptstraße rechts hinauf und links herunter, als suche sein spähendes Auge in der Dunkelheit Jemand zu entdecken; dann gab er jedoch bald seine Recognoscirung auf und trabte, einem anderen Entschluß folgend, weiter in die finstere Nacht hinein, auf einen Theil der Straße zu, der mit einem trübhellen Lichte übergossen zu sein schien. —

Als er dort angekommen war, blickte er aufmerksam nach dem Gasthofe, in dessen matt erleuchteten, unteren Räumen noch eine Anzahl von Bürgern und wohlhabenden Handwerkern, bei Bier und Branntwein, einen Theil der Nacht verschwatzte,

daß das Gewirr der verschiedenen Stimmen dumpf und unbestimmt auf die Straße hinausdrang. Als sich der Barbier überzeugt hatte, daß auch in der zweiten Etage des Gasthofes noch ein Licht brannte, schlüpfte er mit lautlosen Schritten über den schlecht erleuchteten Flur, schlich leise, wie eine Katze, die dunkle, schlechte Treppe hinauf und wartete oben auf dem Flur, aufmerksam wie eine Vedette, bis sich unten die Thür des Gastzimmers öffnete und ein Bürger einmal auf den Hof oder nach Hause ging. Kaum hatte der Barbier das Knarren der Thür und den Lichtstrahl bemerkt, der aus dem vollgerauchten Zimmer auf den dunklen Flur fiel, so sprang er, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, mit so viel Geräusch wie möglich die Treppe hinab, lief dicht an dem gehenden Bürger vorbei, so daß ihn dieser erkennen mußte und antwortete auf die nachgerufene Frage: „Na; wohin denn wieder so eilig, Meister Lawendel?" — mit fingirter athemloser Stimme: „„Geschäfte, Geschäfte, Gevatter! — Jaja; man muß sich placken!"" — Und dann lief er weiter, als wenn der böse Geist hinter ihm wäre. —

Dasselbe Experiment wiederholte Meister Lawendel in allen Gasthöfen, Kneipen und Ausspannungen, in denen er noch Licht erblickte und auf die stets ihm nachgerufenen Fragen: „Na, wieder so eilig, Herr Lawendel?" oder: „Was giebt's Neues, Herr Doctor?" antwortete er immer mit derselben athemlosen Stimme: „Geschäfte, Geschäfte, Gevatter!" oder: „Morgen beim Rasiren, Verehrter!" — Begegnete er einen Menschen auf der Straße, so lief er denselben beinahe um, damit er ihn erkenne oder ihn anrede und, wenn es eine gar zu dunkle Stelle war, sprach er laut mit sich selbst, um die Aufmerksamkeit des drösigen Bürgers zu erregen.

Auf diese Weise mochte Meister Lawendel wohl schon eine gute Stunde straßauf, straßab gelaufen sein, immer in derselben geschäftigen Eile, wie der Schatten Peter Schlemihls, durch die öden, dunklen Gassen huschend, als er plötzlich heftig an einen Gegenstand anrannte, der durch den gewaltsamen Stoß beinahe umgefallen wäre.

„Alle Wetter!" stöhnte Herr Lawendel, sich die spitze Nase reibend, die sich an etwas Kaltem und

Hartem beinahe breitgedrückt hatte, „alle Wetter! Ich glaube, ich bin an das Feuerkübel gelaufen und habe es umgerannt. — Wenn nur das Wasser nicht ausgelaufen ist, da bekäme ich vielleicht einen häßlichen Auftritt mit dem alten Duselmann, dem Polizeisergeanten, wenn er es erführe! — Laß doch sehen, laß doch sehen!" —

Und damit tappte er behutsam mit beiden vorgestreckten Händen in das Dunkel hinein, um sich zu überzeugen, was für Schaden er eigentlich angerichtet hätte, als er plötzlich einen wackelnden, kalten Gegenstand umklammerte, der sich anfühlte, wie feuchtes, grobes Tuch. — Er tastete weiter an dem Gegenstande umher und bekam darauf noch etwas Feuchteres und noch Kälteres in die linke Hand, das biegsam war und unter dem Druck von Daumen und Zeigefinger sich zusammenpressen ließ.

„Oh!" ächzte da eine zitternde, hohle Stimme dicht neben ihm; „wer faßt mir denn da an die Nase? — Oh! — Hülfe! Mörder!!" —

„„Wie? Sie sind es, Gevatter Nachtwächter?"" rief Lawendel erstaunt aus. „Nehmen Sie es nur ja nicht übel; es ist so verdammt dunkel heute;

ich glaubte, Sie wären das Feuerküben an der Ecke."" —

„Hat sich 'was bei Feuerküben!" stöhnte der alte Nachtwächter hüstelnd weiter, indem er nun auch den Barbier an der Stimme erkannt hatte. „Was laufen Sie denn noch so spät auf der Straße herum? Sie sollten doch Gott danken, daß Sie des Nachts im warmen Bette liegen können und nicht nöthig haben, sich die alten Knochen eiskalt pusten zu lassen, von dem verdammten Wind, der mir schon die ganze Brust ruinirt hat, in den vierzig Jahren, die ich nun schon Nachtwächter bin." — Und dabei hustete er so recht hohl aus der Lunge heraus, daß es ordentlich beängstigend klang.

„„Hat sich 'was im warmen Bett zu liegen!"" entgegnete der Barbier mit ärgerlicher Stimme. „„Ihr bildet Euch wohl ein, daß Ihr der Einzige seid, der des Nachts auf der Straße herumflankiren muß, um Frau und Kind das armselige Leben zu erhalten?"" — Gesegnete Mahlzeit! — Unser Einer kann auch ein Wort darüber mitsprechen. — Ihr denkt wohl mit dem Bischen Abkratzen des Morgens ist's abgethan? — Davon sollen sechs Magen

wohl voll werden, wenn jeder Kunde monatlich zehn Silbergroschen bezahlt und für's Haarschneiden einen Groschen extra. — Ja, wenn man nicht mehr gelernt hätte als das, würd's nicht weit reichen; aber glücklicherweise hat man seine Studien gemacht und ist auch ein Bischen Arzt daneben. — Seitdem der alte Doctor Sturr stocktaub geworden ist, giebt's manches hübsche Stück Arbeit für mich und, wie Ihr seht, muß ich die halbe Nacht laufen, um alle meine Kranken zu besuchen.""

„Gott der Gnaden!" hüstelte der Nachtwächter, „und davon habe ich Nichts gewußt?" — Ich bin schon öfters bei dem alten Doctor Sturr gewesen; aber wenn ich meine alte, kranke Brust auch noch so sehr anstrenge, er versteht mich nicht, und sagt mir jedes Mal mit seiner rauhen häßlichen Stimme: „„Trinken Sie 'nen Kümmel, wenn Ihnen der Magen weh thut, Vater Müller; das hilft am Allerbesten und Sie brauchen Ihr Geld nicht in die Apotheke zu tragen."" — Aber je mehr Kümmel ich trinke, desto schlimmer wird mein Husten. — Könnten Sie mir nicht auch 'mal etwas geben, Gevatter Lawendel?" —

„Mit Vergnügen, mit Vergnügen!" entgegnete der Barbier. „Sie müssen nur nicht viel davon sprechen und kein großes Aufheben machen, wenn Sie geheilt sind; denn wenn sich meine Kundschaft vergrößerte, sehen Sie, da hätte ich es noch schlimmer als ein Nachtwächter, und könnte gar nicht mehr schlafen."

„„Verstehe, verstehe,"" murmelte Vater Müller; also wollen Sie morgen um die Mittagsstunde zu mir kommen?""

„Verlassen Sie sich darauf", entgegnete der Barbier; „aber sagt mir doch, Gevatter, weshalb sitzt Ihr denn nicht ruhig in der tiefen Hausthür beim Schlächter, wo der Wind nicht hinkommt und wo Ihr doch gewöhnlich Euren Schlaf zu halten pflegt, wenn Ihr Mitternacht abgepfiffen habt?" —

„„Ja seht, Gevatter,"" sagte der Nachtwächter mit geheimnißvoll wichtiger Stimme; „„das hat heut seine eigene Bewandtniß. Ihr könnt mir wohl glauben, daß ich lieber beim Schlächter säße und schliefe; aber wenn sich etwas Außerordentliches in der Stadt ereignet, da muß ich auf dem Posten

sein, das bin ich dem Herrn Bürgermeister und meiner Amtspflicht schuldig.“ —

„Etwas Außerordentliches?“ sagte der Barbier neugierig. „Was giebt es denn; so sprecht doch Gevatter?“ —

Der Nachtwächter reckte seinen alten, schwächlichen Körper in die Höhe, hob den rechten Arm unter dem Mantelkragen hervor und streckte denselben lang und gespenstisch in das Dunkel hinaus.

„„Seht, Gevatter!““ sagte er; „„dort!““ —

Der Barbier folgte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Richtung, die der Arm des Nachtwächters bezeichnete und seine Blicke blieben endlich auf einem matt erleuchteten Fenster in der zweiten Etage des vor ihnen stehenden Hauses haften.

„Ich verstehe noch nicht!“ sagte er endlich, indem er den Nachtwächter fragend anblickte.

„„Ihr versteht nicht, Gevatter?““ entgegnete der alte Mann, „„und Ihr seid doch hier in der Stadt geboren wie ich. — Seht Ihr denn nicht, vor welchem Hause Ihr steht?““ —

Der Barbier warf einen schnellen Blick um sich und nachdem er sich orientirt hatte, antwortete er:

„Das ist der Gasthof zur sanften Taube"; aber ich verstehe deshalb immer noch nicht" . . . .

„„Meister Lawendel!"" fuhr der Nachtwächter verwundert fort; „„Ihr seid doch sonst ein kluger und nüchterner Mann; aber heute muß Euch etwas in die Krone gefahren sein. Denkt doch einmal nach! Wenn in der zweiten Etage der „sanften Taube" ein Fenster erleuchtet ist; was hat dies zu bedeuten?""

„Daß Jemand dort wohnt,"" erwiederte der Barbier.

„„Und wenn Jemand dort wohnt; was bedeutet das?"" fuhr der Nachtwächter fort, indem er den rechten Zeigefinger an seine naßkalte Nase legte.

„Das weiß ich nicht," sagte der Barbier kleinlaut.

„„Aber, Meister Lawendel!"" krächzte der alte Mann weiter. „„Wo habt Ihr denn Eure Gedanken? Wißt Ihr denn nicht, daß der Gasthof zur sanften Taube so gut wie gar nicht besucht ist, seitdem der Wirth sich vor drei Jahren in dem Eckzimmer da aufgehängt hat und seine verschuldete Wittwe das Geschäft immer schlechter und schlechter

werden ließ! Es kommen höchstens einmal ein Paar Handwerksburschen in die „sanfte Taube", die unten im Gastzimmer ihren kleinen Kümmel trinken, oder eine Gesellschaft von Feuerfressern und Steineverschluckern, weil sie den alten Saal da oben billig bekommen. Wenn aber eines von den Logirzimmern erleuchtet ist, so hat das zu bedeuten, daß ein Fremder in der Taube die Nacht bleibt und zwar ein Fremder, der gänzlich unbekannt ist mit den hiesigen Verhältnissen, denn sonst"".…

„Ihr habt Recht, Gevatter!" unterbrach ihn der Barbier mit vor Neugier erregter Stimme, indem er nun ebenfalls einen Zeigefinger an die Nase legte; „Ihr habt Recht, Gevatter, die vielen Geschäfte haben mich ganz confuse gemacht, aber … wer kann der Fremde sein? . . Habt Ihr eine Ahnung?" —

„„Nicht die leiseste,"" fuhr der Nachtwächter fort. „„Wer paßt denn auf, ob Jemand in die Taube einkehrt? — Das passirt ja so selten, daß man ein ganzes Jahr vergebens stehen könnte; aber ich will morgen früh sogleich dem Herrn Polizei-Sergeanten Duselmann Meldung von dem Ereig-

niß machen, damit unser gestrenger und hochweiser Herr Bürgermeister noch Kenntniß davon erhält, ehe er in das hochweiseste Rathhaus sich zu begeben beliebt. Man kann doch nicht wissen; Vorsicht ist zu allen Dingen gut, Gevatter Lawendel."" —

„Sehr richtig, sehr richtig, Gevatter Nachtwächter!" entgegnete der Barbier, indem er jedoch bei sich dachte: Laß nur gut sein, alte Schlafmütze, ich werde eher in der Taube sein als Du und erzähle dann dem hochweisen Herrn Bürgermeister schon beim Rasiren die große Neuigkeit. Das giebt mir wieder einen Nimbus, haha! — Was wird der alte Duselmann für ein Gesicht machen, wenn er dem Herrn Bürgermeister das Ereigniß rapportirt und der Herr Bürgermeister geruhen dann gnädig zu äußern: „Schon gut, schon gut, lieber Duselmann; Meister Lawendel hat mir die Geschichte bereits mitgetheilt. — „Haha!" —

Dann aber klopfte der Barbier seinem Freunde, dem Nachtwächter auf die Schulter und sagte mit Zutrauen erweckendem Ton: „Nun geht aber in Euren tiefen Thorweg beim Schlächter, Gevatter Müller, und schlaft Euch ein Bischen aus, damit

Ihr morgen mit Eurer Meldung nicht zu spät kommt; ich will noch einmal nachsehen, ob im blauen Bär etwas los ist und dann ebenfalls ein Paar Stündchen schlafen. — Schwere Zeiten, Gevatter, schwere Zeiten! — Gute Nacht!" —

Und damit hüllte er sich wieder dichter in das dünne Mäntelchen, lief im kurzen Trabe die Straße hinunter, bog um die Ecke, schlug dann aber nicht den Weg zum blauen Bären ein, sondern segelte gradesweges auf seine Wohnung zu, indem er leise vor sich hin murmelte: „Das ist wieder ein höchst wichtiger Fall; diese Entdeckung wird mein Ansehen noch mehr erhöhen beim hochweisen Herrn Bürgermeister und bei den wohlweisen Herren vom Magistrat. Sowie die Thür von der „sanften Taube" morgen geöffnet wird, bin ich da und die Anderen haben dann gefälligst das Nachsehen. Hahaha! Wieder ein Geheimniß mehr. Der verteufelte Kerl, der Lawendel, werden die Bürger sagen; er weiß Alles, er bringt Alles heraus; man muß sich doch vom Lawendel rasiren lassen, wenn man mit der Zeit mitgehen will." —

Bei diesen Worten war der Barbier an seinem

Hause angekommen, schloß die Thür auf, tappte über den dunklen Flur und die enge, dunkle Hintertreppe hinan, schlich leise durch das Vorderzimmer zwischen der schnarchenden Sabine und der schnarchenden Thekla hindurch, warf im Dunklen seine luftigen Kleider ab, sprang mit einem triumphirenden Satz in sein kaltes Bett und träumte bald von einem Goldregen, der sich von der Decke seiner Schlafkammer auf ihn herabsenkte. —

Meister Lawendel war ein kluger Mann, der seine Zeit und die Verhältnisse in Posemuckel mit klarem Blick und durchdringendem Verständniß erkannt hatte. — Als verdorbener Schlächtergeselle und sehr ungeschickter Barbier wäre seine Existenz eine immer traurigere geworden, wenn er nicht, außer auf die Bärte seiner Mitbürger, auch auf deren Schwächen speculirt hätte.

Meister Lawendel hatte sehr gut eingesehen, daß er unstreitig der schlechteste Barbier in Posemuckel sei und daß er es diesem Umstande auch zu verdanken habe, daß die geringe Anzahl seiner Kunden immer mehr und mehr abnahm. — In dieser traurigen Situation grübelte er hin und grübelte er

her, wie er seine Kollegen eine vernichtende Konkurrenz machen könnte und kam endlich auf die sehr glückliche Idee, sie nicht mit der Schärfe des Rasirmessers, sondern mit der noch schärferen Schärfe seines erfinderischen Geistes aus dem Felde zu schlagen. —

Um das Gelingen seines Planes desto sicherer anzubahnen, ließ er sich deshalb öfter als sonst auf der Straße sehen und rannte, obgleich er sehr wenig zu thun hatte, in geschäftiger Eile so lange hin und her, bis die Leute endlich wirklich auf den Gedanken kamen, Meister Lawendel müsse doch plötzlich bedeutend mehr Kunden bekommen haben, als früher. —

Dem ersten Bürger, der auf den Zopf anbiß, erzählte Lawendel natürlich, daß er ganz enorm beschäftigt sei und daß er sich, so leid es ihm auch thue, genöthigt sehe, die Preise etwas aufzuschlagen, um sich dadurch eine Elite von reichen und vornehmen Kunden zu bilden und die ärmeren seinen Kollegen überlassen zu können.

Das zweite Mittel, durch welches Meister Lawendel jedoch noch stärker auf sein erstes Opfer wirkte, war ein gewisses mystisches Dunkel, in das

er sich mit einem großen Geschick zu hüllen verstand. — Er ließ einige Witzfunken sprühen, warf leicht und scherzend mehrere Bonmots hin und gab sich den Anschein, als wenn er voller Geschichten und Geheimnisse steckte, die er sich aber scheute auszusprechen, wodurch er die Neugier des Bürgers natürlich nach und nach bis zu einer krankhaften Wißbegier steigerte.

Wenn nun der gute Bürger des Abends zu Bier ging, erzählte er natürlich weit mehr als er gehört hatte, oder er hüllte sich ebenfalls in ein mystisches Dunkel, zwinkerte pfiffig und geheimnißvoll mit den Augen und sagte wohl, ehe er das Glas zu Munde führte: „Ja, ja, der verteufelte Lawendel . . . der hat's hinter den Ohren . . . wenn der erzählen wollte . . . hahaha . . ." Den Rest spülte er sich aber mit der schäumenden Posenelle wieder hinunter. — Dann machten die anderen Bürger gewaltig neugierige Gesichter und spitze Ohren; wenn sie jedoch nicht mehr herausbekommen konnten, wurden sie still und nachdenklich und murmelten beim Nachhausegehen in sich hinein: „Hm, hm! Will mir doch den Lawendel morgen auch einmal rufen lassen." —

Durch dieses Experiment hatte unser Barbier in ziemlich kurzer Zeit eine ganz hübsche Anzahl von Rasirkunden erhalten und da er sich auch den Anschein gab, als verstände er nicht wenig von der Medicin, so bekam er, begünstigt durch die gänzliche Taubheit des alten Doctors Sturr, auch eine ärztliche Praxis, die er eben nicht besser und nicht schlechter handhabte als Jener, das heißt, er gab unschädliche Mittel und ließ für das Weitere den lieben Herrgott sorgen. — Daneben setzte er aber mit dem brillantesten Erfolge seine Geheimnißkrämerei fort, deutete unausgesprochene Geschichten an, brachte Vermuthungen, Schnurren, Scandalosa und Lügen unter die Leute, natürlich Alles unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, und that vor allen Dingen stets, als wenn er noch bei Weitem mehr wüßte, als er aussprechen könne oder dürfe.

Der Plan war gut erdacht und mußte daher glücken, obgleich die Situation des Barbiers dadurch auch eine sehr gefährdete wurde, denn wenn man sein Lügengewebe einmal durchschaute, wenn Mißtrauen gegen ihn entstand, dann war es um ihn geschehen für immer.

Augenblicklich war sein Glück aber im entschiedenen Aufknospen; er hatte sich den Bürgern interessant gemacht und die ganze Stadt saß voller Neugier und voller Geheimnisse.

Das mußte natürlich für die Bürger von Posemuckel im höchsten Grade aufregend sein, denn eine kleine Stadt besitzt eigentlich niemals Geheimnisse und, wenn sie deren zu besitzen glaubt, so sind dieselben eingebildet und octroyirt, wie es in dem vorliegenden Beispiel der Fall war.

Meister Lawendel fabricirte die Geheimnisse von Posemuckel und Jedermann sah seinen Nachbar innerlich lächelnd an, weil er etwas von ihm wußte, das ihm fast die Seele abkitzelte vor Lust, aber je mehr er wußte, desto mehr wollte er noch dazu wissen und aus diesem Grunde wurde unser Barbier immer mehr und mehr der unentbehrliche Figaro des Städtchens.

Viertes Kapitel.

Der neue Doctor.

Oh! Oh!! Oh!!! —
Lady Macbeth.

Es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen am anderen Morgen und es war noch ganz pechfinster auf den Straßen, denn der Winter nahte heran und der permanente Westwind hatte bereits die ersten Schneeflocken auf die Dächer des glücklichen Posemuckel gestreut.

Der alte Nachtwächter Müller saß noch im halb erstarrten Schlaf in der tiefen Hausthür beim Schlächter, in den groben, feuchten Mantel gewickelt, das krumme Horn auf seinem Schooß und das

weiße, altersschwache Haupt an die kalte, feuchte Wand gelehnt! — Der arme Mann! Er hatte recht früh erwachen wollen, um dem Polizei-Sergeanten Duselmann das wichtige Ereigniß der Nacht zu melden, aber die physische Kraft fehlte ihm; er schlief und schlief; seine Seele war erstarrt wie sein Körper. —

Dem Barbier Lawendel jedoch rollte das Blut noch lebenskräftiger durch die Adern. Schon um halb sechs Uhr hatte er das warme Lager verlassen, war in sein dünnes Kostüm geschlüpft und eilte jetzt in seinem gewöhnlichen, kurzen Hundeträbchen, durch die dunkelen, schweigenden Straßen, nach dem öden Gasthof zur „sanften Taube.“ —

An der Hausthür angekommen legte er die Hand auf die kalte, eiserne Klinke, aber die Thür widerstand seinem Druck; das Haus war noch geschlossen.

„Verdammt faules Volk!“ brummte er in sich hinein; „laut Verordnung des hochweisen Herrn Bürgermeisters sollten doch die Gasthöfe um sechs Uhr geöffnet werden; aber es ist gar kein Gehorsam und keine Subordination mehr in der Stadt. Wenn ich Bürgermeister wäre . . . . und man kann ja

nicht wissen .... es ist schon Mancher durch die Kraft seines Geistes aus der Hefe des Volks emporgestiegen zu den höchsten Würden der menschlichen Gesellschaft .... wie schön das klingen würde, wenn sie mich „Herr Bürgermeister" titulirten .... und wie breit sich die Sabine machen würde, wenn sie als Frau Bürgermeisterin einherstolziren könnte, im seidenen Mantel, wie die vornehmen Damen ... dann würde sie auch nicht mehr schimpfen und zanken, sondern sich lächelnd an meinen Arm hängen und stolz mit dem Kopf nicken, wenn die Bürger uns ehrerbietig grüßten .... hm hm .... man kann nicht wissen .... ich habe eine kernige Gesundheit und der jetzige Regent der Stadt wird alt" ....

Hier unterbrach er sein Selbstgespräch und legte sein Ohr horchend an die Thür des Gasthofes.

„War mir's doch, als hörte ich die faule Dirne, die Guste, den Flur entlang schlurren," fuhr er mit sich selbst redend, fort; „aber ich habe mich getäuscht; es war der Wind, der das Stroh vom Thorweg forttrieb. Es ist empörend! Es könnte doch Jemand einen Kümmel trinken wollen, wie ich zum Beispiel

und müßte dann hier stehen und warten in der durchdringenden Kälte. Wie wenig die Leute ihren Vortheil verstehen .... es ist empörend; es ist empörend!" —

Und damit rieb er fröstelnd die kalten, dürren Hände gegeneinander und trampelte dann mit den Füßen, um die Circulation des Blutes in den erstarrenden Extremitäten wiederherzustellen.

Plötzlich gab er diese Beschäftigung auf und legte sein Ohr wieder an die Thür.

„Ah, endlich! rief er dann freudig aus, nachdem er eine Weile gehorcht hatte. „Gott sei Dank! Ich konnte es auch nicht länger aushalten." —

Gleich darauf vernahm man von innen ein kratzendes Geräusch, als wenn Eisen auf Eisen umherschurrt, und dann hörte man wie der Schlüssel klappernd in das Schloß fuhr und schwerfällig und kreischend zweimal umgedreht wurde. —

Kaum war jedoch diese Arbeit vollendet und das schwere Instrument noch nicht einmal wieder herausgezogen, als der Barbier bereits zum zweiten Male die Hand auf der Klinke hatte und, das rechte

Knie gegen die Thür gestemmt, dieselbe mit kräftigem Stoß nach dem Hausflur hinein drückte.

„Gott sei mir gnädig!“ kreischte in demselben Moment eine schrille, weibliche Stimme; „das ist ja heute wieder ein schrecklicher Wind! Ich glaube, ich habe eine große Brusche vor der Stirn!“ Kaum hatte die Dirne jedoch das letzte Wort herausgestoßen, als sie von Neuem gellend aufschrie und mit dem lauten Ruf: „Diebe! Diebe! Mörder!“ in ihrer Angst so heftig gegen das, nach oben führende, Treppengeländer rannte, daß sie mit dem Schmerzensschrei: „Ich sterbe, ich bin todt“ auf der untersten Stufe zusammensank.

„„Aber, liebe Guste,““ sagte in ängstlicher Hast der Barbier, so schreien Sie doch nicht so; ich bin ja weder ein Wind noch ein Mörder. Kennen Sie mich denn nicht an der Stimme? Ich bin ja Lawendel, der Barbier, der Ihnen erst vor vierzehn Tagen einen Zahn ausgezogen hat.““

„Ja; schön ausgezogen! Abgebrochen haben Sie ihn mir!“ ächzte das Mädchen, „und jetzt habe ich mir Ihretwegen das Knie gestoßen, daß ich

vielleicht meine Lebenszeit ein Krüppel bleiben werde. — Wie kann ein Mensch auch nur so früh?....

„„Das Knie haben Sie sich gestoßen?““ fiel Läwendel besorgt ein; „o, das thut mir ja unendlich leid. Erlauben Sie mir, daß ich den verletzten Theil einmal untersuchen darf, dann wird sich sogleich herausstellen““....

„Nein!! — Bleiben Sie mir vom Leibe!!“ — kreischte das Mädchen, indem sie, wie eine Feder emporschnellte; „Sie könnten mir wieder ein Unglück anrichten, wie bei dem Zahn! — Sagen Sie mir lieber, was Sie hier wollen, bei nachtschlafender Zeit?“ —

Mit diesen Worten hatte sich Guste, vom Barbier auf dem Fuße gefolgt, in die, an den Hausflur grenzende Küche dirigirt, wo es ihr, nach Verbrauch von sechs schlechten Streichhölzern, endlich gelang, den schmierigen Docht einer schmierigen, blechernen Küchenlampe in Brand zu setzen, dessen trübe, flackernde Flamme jetzt einen blaßrothen, zitternden Schein auf ihre plumpe Gestalt und ihr dickes, mit einem weißgewesenen Tuch verbundenes

Gesicht warf, dessen eine Hälfte eine bedeutende Geschwulst der Backe zeigte.

„„Ihre Backe scheint in der That etwas angeschwollen zu sein,““ sagte der Barbier, indem er einen denkenden, prüfenden Blick auf die dicke Guste warf; „wollen Sie mir einmal erlauben....““

„Nein! Bleiben Sie mir vom Leibe!!“ kreischte das Mädchen von Neuem auf, indem sie beide Arme abwehrend gegen den Meister Lawendel ausstreckte. „Sagen Sie mir, was Sie hier wollen und dann gehen Sie wieder Ihrer Wege!“ —

„„Nun gut,““ entgegnete der Barbier etwas beleidigt, „„da Sie heute Ihre Migraine zu haben scheinen, will ich nicht weiter in Sie dringen und gleich auf mein Geschäft übergehen. — Sagen Sie mir daher gefälligst, wer der Fremde ist, der oben in der grünen Stube wohnt.““ —

„Das weiß ich nicht!“ entgegnete das Mädchen barsch. „Er ist gestern Abend spät angekommen, hat ein kleines Glas Grog getrunken und ist dann auf sein Zimmer gegangen.“

„„So? Also ein kleines Glas Grog?““ wieder=

holte der Barbier nachdenklich. „„Von Arrak oder von Rhum?"" —

„Nun natürlich von Rhum!" antwortete das Mädchen kurz. „Arrak haben wir ja gar nicht mehr, seitdem der letzte alle geworden ist." —

„„Es ist wahr, es ist wahr!"" fuhr der Barbier in nachdenklichem Tone fort. „„Wie sieht denn der Fremde aus? Alt? Jung? Häßlich? Hübsch? Groß? Klein? Wie?"" —

„Gott! Was Sie für ein neugieriger Peter sind!" sagte Guste unwillig, aber dennoch beinahe lächelnd. „Weshalb wollen Sie denn das Alles wissen? Haben Sie denn Geschäfte mit dem fremden Herrn?

„„Ja! Ich habe Geschäfte mit ihm!"" entgegnete der Barbier nach kurzem Nachdenken, indem er einen plötzlichen Entschluß gefaßt zu haben schien. „„Melden Sie mich bei dem fremden Herrn!""

„Na, das sollte mir einfallen!" rief das Mädchen, indem sie den Meister Lawendel groß und verwundert anblickte. „Glauben Sie vielleicht, daß ich zu den Herren auf die Stube gehe, wenn sie

noch im Bett liegen? Nein, mein Bester; das können Sie nicht verlangen. Wenn Sie etwas von dem Fremden wollen, dann bemühen Sie sich selbst 'rauf; verstehen Sie mich?" —

Und damit verschwand die dicke Guste mit der Küchenlampe durch die anstoßende Thür und ließ den Meister Lawendel im Dunklen allein.

„„Ich werde auch selbst hinaufgehen!"" sagte der Barbier nach einer kurzen Pause, „„und zwar sogleich; denn sonst erwacht mein Gevatter Müller in dem tiefen Thorweg beim Schlächter und die wichtige Nachricht kommt vor mir zum hochweisen Bürgermeister. Das darf nicht sein!""

Mit diesen Worten tappte er vorsichtig aus der Küche hinaus, den Hausflur entlang und die Treppe hinauf und begann dann sich oben auf das Sorgfältigste zu orientiren. — Nach längerem Umhertasten blieb er endlich vor einer Thür stehen und murmelte leise vor sich hin: „Das muß die grüne Stube sein; dort ist das Fenster und hier der Saal; es ist gar kein Irrthum möglich. — Klopfen wir also an."" —

Und damit klopfte er leise und bescheiden mit

dem rechten Zeigefinger an die wackelnde Thür. — Keine Antwort; in dem Zimmer herrschte eine Grabesstille. — Der Barbier wartete einige Minuten und klopfte dann etwas länger und determinirter. — Wieder keine Antwort. — Alles ruhig und schweigsam wie zuvor. —

„„Der Mann hat einen merkwürdigen Schlaf,““ murmelte der Barbier vor sich hin; „„Das ist eine sorglose, friedliche Seele, die die Ruhe der Stadt nicht stören wird; aber ich muß dennoch wissen, wer es ist.““ —

Und damit klopfte er so lange und laut, daß es fast unheimlich durch das stille, öde Haus tönte. —

„Wer ist denn da?“ ließ sich jetzt eine Stimme vernehmen, welche die Morgenräusperung noch nicht vorgenommen hatte und so heiser und belegt klang, wie die eines Grippe-Patienten. —

„„Aha!““ sagte der Barbier leise, „„jetzt habe ich ihn munter; es scheint ein schlottrigter Greis zu sein, der es nicht lange mehr machen wird. Die Stadt kann ganz unbesorgt sein; der wird ihre Ruhe nicht stören.““

Nach dieser kurzen Reflexion wiederholte er

sein Klopfen noch einmal, aber etwas leiser und und bescheidener als vorhin.

„Wer ist denn da?" fragte die Stimme noch einmal, aber in schon vernehmbareren, klareren Tönen.

„„Der Barbier . . mit Ihrer gütigen Erlaubniß"" . . . . antwortete Meister Lawendel mit süßer, schmeichelnder Stimme.

„Ach, gehen Sie doch! Ich lasse mich nicht des Nachts rasiren!" erklang die immer klarer werdende Stimme des Fremden. „Kommen Sie morgen früh wieder!"

„„Mit Ihrer gütigen Erlaubniß ist es bereits Morgen früh,"" antwortete Lawendel; „„wir befinden uns in der siebenten Stunde, in welcher es hier in Posemuckel, im Anfange des December, stets noch dunkel zu sein pflegt. — In den Gegenden, aus denen Euer Gnaden kommen, mögen vielleicht andere Gebräuche herrschen, aber, wie gesagt, hier"". . . .

„Ach, lassen Sie mich doch mit Ihrem Unsinn zufrieden und machen Sie, daß sie wegkommen!" rief der Fremde unwillig; „ich bin müde und will noch schlafen!"

Der Barbier entfernte seinen Mund vom Schlüsselloch und trat einen Schritt von der Thür zurück.

„„Es scheint doch kein schlottrigter Greis zu sein,““ sagte er leise vor sich hin.. „„seine Stimme klingt jetzt schon so kräftig und befehlend .. alle Wetter.. alle Wetter! — Das ist am Ende doch eine gefährliche Persönlichkeit. — Muth, Lawendel! Die Sache will's!““ —

Und damit klopfte er noch einmal und zwar in determinirterer Weise an die Thür des grünen Zimmers.

„Wer ist denn schon wieder da?“ rief sofort die unwillige Stimme des Fremden, der unterdessen schon wieder eingeschlafen zu sein schien.

„„Der Barbier ... mit Ihrer gütigen Erlaubniß““ .... flötete Lawendel noch zarter als das erste Mal.

„Herr! Sind Sie denn ganz verrückt!?“, schrie jetzt der Fremde, indem er eine Bewegung machte, daß das Knarren der alten Bettstelle bis zu den Ohren Lawendels drang. „Ich habe Ihnen ja schon einmal gesagt, daß Sie wiederkommen sollen. Können Sie denn nicht hören?“ —

„„Sehr wohl, sehr wohl, Euer Gnaden,"" entgegnete bescheiden Meister Lawendel; „„ich würde auch gewiß sehr gern wiederkommen; aber bei meiner übermäßigen Beschäftigung"" ...

„Aber weshalb fangen Sie denn gerade mit mir an?" rief der Fremde, indem er noch einmal die Bettstelle knarren ließ.

„„Das ist ganz in der Ordnung, Euer Gnaden,"" entgegnete der Barbier; „jedes Hôtel hat bei mir seinen Tag, an dem es den Anfang macht, und da heute die „sanfte Taube" an der Reihe ist"" ....

„Scheren Sie sich zum Teufel!" schrie der Fremde jetzt aufgebracht. „Ich brauche Sie gar nicht; ich kann mich auch allein rasiren. — Marsch!" —

Der Barbier entfernte zum zweiten Mal seinen Mund vom Schlüsselloch und trat wiederum einen Schritt von der Thür des grünen Zimmers zurück.

„„Das ist ein gefährlicher Mensch,"" sagte er leise vor sich hin; „„bei dem muß ich stärkere Mittel anwenden.""

Dann trat er einen Schritt vor, und klopfte von Neuem, wenn auch in bescheidener Weise, an die wacklige Thür. —

„Heiliges Donnerwetter!“ fluchte der Fremde. „Haben Sie sich denn vorgenommen mich zum Aeußersten zu bringen, Herr?“ —

„„Durchaus nicht, Euer Gnaden,““ flüsterte der Barbier in geheimnißvoller Weise durch das Schlüsselloch . . „„Sie verkennen mich ganz und gar . . . ich komme zu Ihnen, um Ihnen einen großen Dienst zu leisten““ . . .

„Ach was! Ich will Ihre Dienste gar nicht!“ schrie der Fremde, der immer anfgebrachter wurde.

„„Pst! — Schreien Sie doch nicht so!““ flüsterte der Barbier mit mystisch-umflorter Stimme.... „„Wissen Sie denn auch, bei wem Sie eigentlich logiren?““ —

„He?“ machte der Fremde, der augenscheinlich nicht wußte, was er von dieser Frage denken sollte.

„„Wissen Sie denn auch, in welches Haus Sie eigentlich gerathen sind? —““ fuhr der Barbier in derselben geheimnißvollen Weise fort.

„In welches Haus ich gerathen bin?“ wiederholte der Fremde mit stark herabgestimmtem Organ. „Nun, ich denke doch in einen Gasthof, wo man“ ....

„„Ja, ja, das ist schon recht,““ flüsterte Meister

Lawendel weiter; „„aber das ist ein ganz eigenthümlicher Gasthof . . sehen Sie sich vor, Euer Gnaden, sehen Sie sich vor““ . . . .

„Hören Sie 'mal, Sie machen mir bange,“ sagte der Fremde jetzt auch mit halbleiser Stimme, „kommen Sie doch herein und erzählen Sie mir“ . . . .

Kaum hatte der Unbekannte die letzten Worte gesprochen, als auch der Barbier, mit der Schnelligkeit des Gedankens, in das grüne Zimmer schlüpfte und die Thür desselben sorgsam hinter sich verschloß. Dann ließ er seine Blicke spähend durch den dunkeln, kalten Raum schweifen und, als er auch nicht einmal im Stande war, das Bett des Fremden aus dem finsteren Chaos herauszufinden, griff er schnell in die Tasche, holte ein Streichholz hervor und zündete mit diesem das einzige auf dem Tische stehende Licht an.

„Was machen Sie denn?“ fragte der Fremde, indem er erschrocken im Bett emporfuhr.

„„Licht!““ entgegnete der Barbier ruhig. „„Licht muß in alle Verhältnisse kommen, wenn sie sich günstig gestalten sollen, folglich auch in die Ihren.““ — Dann warf er einen langen, prüfenden Blick

auf den Fremden, als wenn er ihm in das Innerste der Seele schauen wollte und der Fremde seinerseits starrte wieder halb ängstlich, halb neugierig auf den geheimnißvollen Menschen, der auf so eigenthümliche Weise bei ihm eingedrungen war.

„Wer sind Sie?" unterbrach endlich der Fremde das Schweigen, „und was haben Sie mir mitzutheilen?"

„„Wer ich bin,"" antwortete der Meister, „habe ich Ihnen bereits gesagt, ebenso was ich will; aber ich wiederhole es Ihnen gern. Ich bin der Barbier Lawendel und bin erstens zu Ihnen gekommen, um Sie zu rasiren und zweitens, um Sie vor diesem Hause zu warnen, denn ich meine es gut mit Ihnen wie mit jedem meiner Menschenbrüder. Haben Sie Vertrauen zu mir. Sie brauchen übrigens nur das Mädchen heraufzuklingeln, um sich von ihr die Wahrheit meiner Worte bezeugen zu lassen.""

„Ja, ja, ich glaube Ihnen," entgegnete der Fremde, „außerdem sehe ich ja auch dort den Scheerbeutel aus Ihrer Rocktasche gucken; aber sagen Sie mir um Alles in der Welt, was wollen Sie denn mit dem Hause sagen, in das ich" . . . . .

„„Pst!““ machte der Barbier, indem er sich ängstlich umsah. Der Fremde machte eine Bewegung, als wenn ihn Jemand an's Genick packen wollte, zog dann die Bettdecke so hoch herauf, daß unten seine bloßen Füße sichtbar wurden und blickte dann wiederum fragend auf den Barbier.

„„Nicht so laut!““ fuhr Jener flüsternd fort, indem er näher an das Bett herantrat. „„Man könnte uns hören .... aber seien Sie vorsichtig .. und trinken Sie nicht zu viel davon ... am liebsten gar nichts““ ...

„Mein Gott, will man mich denn vergiften?“ schrie der Fremde, indem er ein Bein aus dem Bett streckte und Miene machte aufzuspringen.

„„Bleiben Sie liegen, bleiben Sie liegen, wenn Ihnen Ihr Hals lieb ist!““ sagte Lawendel schnell, indem er das nackte Bein des Fremden wieder unter die Decke schob. „„Ein unglücklicher Zufall und Sie sind ein stummer Mann!““ —

Die Haare des Fremden sträubten sich auf seinem Haupt und dicke Schweißtropfen begannen ihm über die Stirn zu rollen. — Der Barbier sah ihn

wieder lange und schweigend an, dann fuhr er mit sanfter, Zutrauen erweckender, Stimme fort:

„„Sie sehen, daß ich es gut mit Ihnen meine. Ich verstehe mich darauf. In unserer Stadt ist das hier ein eigen Ding und namentlich in diesem verdammten Hause ist es nicht geheuer.““

„Aber davon habe ich ja in meinem Leben nichts gehört,“ entgegnete der Fremde schaudernd. „Die Erkundigungen, die ich über Posemuckel einzog, lauteten ganz anders und höchst befriedigend für mich; sonst wäre ich wahrhaftig nicht auf den Gedanken gekommen, mich hier niederzulassen.“ —

„„Sie wollen sich hier niederlassen?““ stieß der Barbier schnell heraus, indem ein ganzer magnetischer Strom von Neugier aus seinen Augen leuchtete. „„Darf ich fragen, als was . . . und mit wem ich die Ehre habe?““ —

„Ich bin Doctor der Medicin und mein Name ist Gosse,“ entgegnete der Fremde.

„„Oh!““ machte der Barbier und zuckte, unter dem Einfluß höchster Ueberraschung zusammen, als wenn er einen electrischen Kolben berührt hätte.

„Ich glaube in meinem Fach sehr geschickt zu

sein und habe die besten Zeugnisse," fuhr der Fremde fort, „und da ich hörte, daß der einzige Arzt hier vollkommen unfähig und außerdem stocktaub sei, so war ich der Meinung, in dieser Stadt mein gutes Brod zu finden."

„„Oh!"" seufzte der Barbier aus tiefster Brust, indem jetzt ihm die Schweißtropfen auf der Stirn zu perlen begannen.

„Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung," sprach der neue Doctor weiter, „auch von der Stadt freundlich aufgenommen zu werden, denn, wie ich allseitig gehört habe, soll hier ja ein wahrer Barbarismus und ein scheußlicher Blödsinn in Bezug auf Krankenbehandlung herrschen, den ich mit aller Energie unterdrücken und schließlich ganz ausrotten wollte."

„„Oh!!!"" stöhnte der Barbier, indem es ihm schwarz vor den Augen wurde und er sich an dem Bettpfosten festhalten mußte, um nicht niederzusinken. — Welch' entsetzliche Entdeckung hatte er da gemacht! Jetzt, gerade in dem Moment, wo er mit dem günstigsten Erfolge die Staffeln zu seinem Ruhme und zu seiner Macht emporklomm, wo er anfing die dummen Bürger mit seinem überlegenen

Geiste zu beherrschen, wo er den Grundstein zu seinem Wohlstande gelegt zu haben glaubte, indem er, nicht allein als Barbier, sondern auch als Arzt eine bedeutende Kundschaft an sich gerissen, jetzt, in dem schönen Moment, wo die Sonne des Glückes in seinem Zenith zu leuchten begann, jetzt kam der neue Doctor, um alle seine kühnen Pläne zu stören, um sich als dunkle, gewitterschwangere Wolke, zwischen ihn und sein günstiges Gestirn zu schieben. — Das war ein vernichtender Schlag für den armen Meister Lawendel, um so vernichtender, als er plötzlich aus heiterem Himmel auf ihn hernieder fuhr und er nicht darauf vorbereitet war, ihn zu pariren. —

Der arme Barbier stand noch immer, sich mit der rechten Hand am Bettpfosten haltend und blickte starr vor sich nieder auf die grauen, geworfenen Dielen. Sein Herz klopfte in stürmischen Schlägen an seine magere Brust, sein Blut stürmte in fieberhaften Wallungen durch die Adern und in seinem Kopf schwirrten die Ideen chaotisch durcheinander. —

So stand er mehrere Minuten lang ohne ein Wort zu sagen, die dünnen, farblosen Lippen fest aufeinander gepreßt und die Augen zu Boden ge-

senkt, als suche er dort den Schlüssel zu dem, zur Vernichtung führenden Labyrinth, in das er sich so plötzlich versetzt sah.

Der Doctor sah ihn schweigend und verwundert an und konnte sich den Schrecken nicht erklären, von dem er seinen Schreckeneinflößer jetzt übermannt sah.

Endlich begannen die Gedanken im Kopfe des Barbiers klarer zu werden. „„Dort im Bette liegt mein Feind,““ sagte er zu sich selbst, „„mein Feind, der mich unfehlbar vernichten und in mein altes Elend zurückstoßen wird, wenn ich ihm nicht mit der ganzen Energie meines Geistes, mit der ganzen Gewalt meiner List entgegentrete und seine Pläne zu kreuzen versuche. Muth, Lawendel, Muth! — Der Doctor scheint ein aufgeklärter Mann, aber etwas furchtsam und nervenschwach zu sein. Das erste Pülverchen, das ich ihm eingegeben habe, wird bei ruhigerer Ueberlegung wirkungslos bleiben, deshalb muß man ihm selber die Spitze abbrechen. Gleichzeitig muß aber eine neue Medicin für ihn gebraut werden, die schärfer und nachhaltiger in seinen Organismus eingreift. — Hm, hm! — Er

will sich hier niederlassen . . . wird natürlich durch seine Kenntnisse bald Anhang und Kundschaft bekommen . . das muß verhindert werden. — Aus der Stadt treiben kann ich ihn nicht . . ich werde ihm sogar rathen hier zu bleiben, damit sein Vertrauen zu mir nicht erschüttert wird . . aber"" . . . .

„Was ist Ihnen denn, Herr Lawendel?" unterbrach ihn hier die Stimme des Doctors. „Sie sind ja mit einem Male so still und nachdenkend geworden."

Der Barbier raffte sich empor, gab seinen Zügen einen lächelnden, freundlichen Ausdruck, durch den jedoch eine gewisse Besorgniß durchschimmerte und sagte dann mit wohlwollendem Ton:

„„Ich dachte darüber nach, Herr Doctor, wie segensreich Ihr Wirken in unserem Städtchen werden könnte und auch vielleicht werden kann, wenn Sie den Muth besitzen, den hier leider obwaltenden, hemmenden Verhältnissen mit eiserner Ruhe und Consequenz entgegenzutreten. Die Bürgerschaft ist beschränkt, von Vorurtheilen befangen, mißtrauisch"" . . . .

„Das habe ich auch gehört," fiel der Doctor

ein; „aber der Bürgermeister Zipfel soll doch ein Mann von gutem Herzen und gutem Willen sein, der“ . . .

„„Das ist er!““ entgegnete der Barbier. „„Der Herr Bürgermeister hat gewiß den besten Willen, aber sein Horizont ist auch nur eng und dann steht er so furchtbar unter dem Pantoffel seiner Frau und seiner Tochter, daß er fast Nichts ohne deren Einwilligung durchsetzen kann . . er ist schwach . . sehr schwach.““ —

„Auch das wurde mir gesagt,“ bemerkte der Doctor; „aber ich hoffte doch ihn zu überzeugen, daß“ . . . .

„„Ihn zu überzeugen,““ fiel der Barbier ein, „„ja, ja, das wäre Alles ganz schön und gut, aber auch dem steht ein bedeutendes Hinderniß entgegen, das den geistigen Verkehr mit dem braven, alten Herrn außerordentlich beschränkt; er hört nämlich so schwer, daß man laut schreien muß, um sich ihm nothdürftig verständlich zu machen.““ —

„Ah! das ist fatal!“ sagte der Doctor.

„„Sehr fatal!““ fuhr der Barbier fort, indem er traurig den Kopf schüttelte.

„Also die Frau und Tochter üben wirklich einen so großen Einfluß auf ihn aus?" fragte der Doctor weiter, den die Verhältnisse, wenn auch nicht gerade in angenehmer Weise, zu interessiren begannen.

„„Einfluß kann man es kaum nennen,"" antwortete Lawendel. „„Die beiden Weiber beherrschen ihn ganz und gar; er darf kaum ein Wort in seinem eigenen Hause sprechen ohne ihre Genehmigung. Die Frau ist dummstolz und unvernünftig, macht dem armen, geduldigen Mann seine Häuslichkeit zur Hölle . . ah! . . eine unangenehme Frau . . ihrem Mann verbietet sie das Rauchen und sie selbst steckt sich den Schnupftaback pfundweis in die Nase.""

„Sie schnupft?" entgegnete der Doctor verwundert.

„„Furchtbar!"" bekräftigte der Barbier. — „„Sie können sich nicht besser bei ihr in Gunst setzen, als wenn Sie ihr alle fünf Minuten eine Priese anbieten. Namentlich den Spaniol liebt sie über die Maßen; sein bloßer Duft wirkt zauberisch auf ihre Nerven. Wenn Sie bei der Bürgermeisterfamilie Ihre Staatsvisite machen, rathe ich

Ihnen, anstatt eines anderen Parfüms, sich ein wenig Spaniol auf das Jabot zu streuen, dann haben Sie die Frau Bürgermeisterin in der Tasche und die regiert die Stadt.""

„Was Sie sagen!" entgegnete der Doctor immer erstaunter. „Nun, ich schnupfe selbst zwar gar nicht; aber ich will gern Ihrem Rathe folgen, mir eine Dose kaufen und mir auch Spaniol in's Jabot streuen. Man muß nichts versäumen, um einen günstigen Eindruck zu machen."

„„Ja ja!"" sagte der Barbier. „„Sie werden im Anfang einen schweren Stand hier haben, aber wenn Sie muthig ausharren und sich im Anfang nicht gleich durch Mißerfolge einschüchtern lassen, dann wird sich's mit der Zeit schon machen. — Was in meinen schwachen Kräften steht, will ich gern thun, um Ihnen Ihre dornenvolle Laufbahn zu erleichtern.""

„Ich danke Ihnen von Herzen," entgegnete der Doctor, indem er dem Barbier die Hand reichte. „Rechnen Sie auf meine vollste Erkenntlichkeit. — Meinen Sie, daß ich noch heute dem Herrn Bürgermeister meine Aufwartung mache?"

„„Gewiß, gewiß!““ sagte der Barbier mit wichtiger Miene, „„eine Verzögerung dieser Pflicht würde Ihnen sehr übel genommen werden. — Aber nun will ich mich auch von Ihnen verabschieden; meine zahlreichen Kunden erwachen allmählig und ich habe vollauf zu thun, um Alle zu bedienen. Leben Sie daher wohl, Herr Doctor; auf Wiedersehen!““

Mit diesen Worten nahm der Barbier seinen Hut und wandte sich zum Gehen. Als er jedoch die Thürklinke bereits in der Hand hatte, hielt er plötzlich inne, als wenn ihm noch etwas Wichtiges eingefallen wäre; dann kehrte er nachdenklich um, legte dem Doctor wohlwollend die Hand auf die Schulter, blickte im Zimmer umher, als wolle er sich, in übergroßer Vorsicht, vergewissern, ob auch die Wände keine Ohren hätten und flüsterte dann seinem Schützling geheimnißvoll in's Ohr:

„„Bald hätte ich noch etwas vergessen. — Wenn Sie zum Herrn Bürgermeister gehen . . . nehmen Sie sich vor der Tochter in Acht . . . sie ist zwar schon sehr in die Saat geschossen, aber noch gewaltig verliebt . . . drängt sich jedem Mann, namentlich jedem Fremden, auf, um unter die Haube zu kom-

men . . . aber nehmen Sie sich vor ihr in Acht . . . sie hat eine schlimme Krankheit"" . . .

„Eine Krankheit?" wiederholte der Doctor.

„„Ja,"" fuhr der Barbier fort, „„es ist ein ganz eigenthümlicher Zustand . . . Tollwuth kann man es eigentlich nicht nennen, denn sie bekommt keinen Schaum vor den Mund und ihre Bisse sind nicht schädlich"" . . .

„Was!?" rief der Doctor, in maaßlosem Erstaunen, „sie beißt?"

Der Barbier nickte tragisch mit dem Kopf.

„„Es ist ein rechtes Unglück,"" sagte er wehmüthig, „„nehmen Sie sich vor ihr in Acht, kommen Sie ihr nicht zu nahe."" — Und damit nickte er dem Doctor noch einmal zu und wandte sich zum Gehen.

Der Doctor Gosse war todtenblaß geworden bei dieser erschütternden Nachricht.

„Das ist ja ein schauerlicher Ort, in den ich gerathen bin!" rief er entsetzt aus. „Diese verdummte Bürgerschaft, diese Familie . . . und dann dieses Haus!" setzte er in noch gesteigerter Angst hinzu, indem er sich plötzlich wieder der ersten

Mittheilungen des Barbiers erinnerte. „Dieses Haus! Sagen Sie mir doch noch etwas Näheres über dieses Haus, in dem ich nicht trinken soll, ohne mich in Gefahren zu stürzen, in dem ich nicht aus dem Bett steigen soll, ohne meinen Hals zu riskiren, ohne ein stummer Mann zu werden. Sagen Sie mir doch um's Himmelswillen, was hat es denn hiermit für eine Bewandniß?"

Der Barbier wandte sich noch einmal zu seinem Schützling um und flüsterte wiederum mit geheimnißvoller Miene und wichtig gerunzelter Stirn:

„Der Kaffee in der „sanften Taube" ist ein gräuliches Getränk; Sie könnten Uebelkeiten danach bekommen . . . und dann mit nackten Beinen aus dem Bett springen . . alle Häuser in der Stadt sind feucht; aber die „sanfte Taube" ist ein wahrer Keller . . die leiseste Erkältung und Sie sind acht Tage heiser." —

Nach diesen Worten nickte der Barbier zum dritten Mal und schlüpfte aus der Thür. —

„Weiter nichts!" sagte der Doctor für sich, indem er dem Gehenden erstaunt nachblickte, „und

ich dachte, ich wäre hier in eine Mörderhöhle gerathen, wo man mich vergiften oder erwürgen wollte. Aber es bleibt immer noch genug Unheil übrig . . ich werde hier einen harten Stand bekommen. —

Als Meister Lawendel die Hausthür der „sanften Taube" hinter sich zugemacht hatte und sich wieder auf der Straße befand, auf der jetzt schon die trübe, graue Morgendämmerung herrschte, setzte er sich in seinen gewöhnlichen, kurzen Hundetrab, rieb sich vergnügt die Hände nnd murmelte lächelnd vor sich hin:

„Die Sache hast Du gut eingeleitet, Meister Lawendel. Der taube Bürgermeister . . die schnupfende Bürgermeisterin . . und die beißende Tochter . . hahaha . . . mein guter Doctor wird einen vortrefflichen ersten Eindruck machen. — Nun will ich einen kleinen Kümmel im „goldenen Bären" trinken . . dort ebenfalls einige Worte fallen lassen . . und dann zum Herrn Bürgermeister gehen, um ihm auch noch eine kleine Beschreibung vom neuen Doctor zu machen. — Hübscher, junger Mann . . diese gebogene Nase . . das schwarze, gelockte Haar . . der

rund um's Gesicht laufende Bart . . . alle Wetter, da kommt mir eine Idee!''" —

Und der Barbier verstärkte seine Gangart und hüpfte dann wie ein verzückter Wiedehopf in die offene Hausthür des „goldenen Bären." —

Fünftes Kapitel.

Die Regentenfamilie.

„O, die Männer, die Männer, die Männer!"
Die Frauen.
„O, die Frauen, die Frauen, die Frauen!!"
Die Männer.

Wenn man aus der Thür der „sanften Taube" tritt und rechts die breite, öde Straße hinunterschreitet, kommt man erst bei der Apotheke vorüber und dann geht eine Querstraße rechts ab nach dem Thor. Das grau angestrichene Eckhaus jenseits dieser Straße, da, wo die drei Steinstufen zur Hausthür emporführen und wo sich der kränkliche, hochaufgeschossene Rosenstrauch zu den Fenstern der ersten Etage heraufzieht, ist die Wohnung des hochweisen

und hochmächtigen Bürgermeisters Zipfel. Betreten wir dieses Haus mit der gebührenden Ehrfurcht.

Es mochte bereits acht Uhr Morgens geworden sein, und die immer matter werdende Dämmerung erlaubte schon eine ziemlich sorgfältige Beobachtung der nächsten Umgebungen.

Wenn man die drei Steinstufen hinaufgestiegen ist und die Hausthür leise hinter sich zugemacht hat, tritt man auf einen sauber gefegten und mit feinem Sand gestreuten Flur, den Niemand von den Hausbewohnern eher zu betreten wagt, bis der gestrenge Herr Bürgermeister, mit seinen gemessenen, bedächtigen Schritten darüber hingegangen ist. Erst dann, wenn die Spuren des hochweisen Stadtoberhauptes in dem weißen Sande sichtbar sind, getraut sich auch der Uhrmacher, der unten rechts wohnt, zu dem Goldarbeiter hinüberzuschleichen, der unten links wohnt, um mit demselben die muthmaßlichen Neuigkeiten des Tages zu berathen, dessen erste Strahlen bereits angefangen, matt über Posemuckels Dächer hinzulächeln. — Wenn aber der Herr Bürgermeister um die Mittagsstunde wieder

vom Rathhause heimkehrt, dann wird wiederum gefegt und gestreut, damit des Gestrengen Auge nicht durch den zertretenen Sand irritirt und beleidigt werde.

Wenn wir die Treppe zu der ersten Etage hinaufgestiegen sind, welche die bürgermeisterliche Familie allein bewohnt, befinden wir uns wiederum auf einem Flur, der jedoch einen auffallenden Contrast zu dem unteren bildet. — Während unten nämlich eine penible Ordnung und Reinlichkeit dem Auge wohlthat und es beinahe lächeln machte, herrschte hier oben offenbar der Geist des Gegentheils. —

Der Flur selbst war weder gefegt noch gestreut, die Spinngewebe in den Ecken seit Monaten nicht abgekehrt, das Aeußere der Thüren vergraut und vergilbt und vor der einen, an der das Schild des Bürgermeisters haftete, lag eine zerfetzte Strohdecke, neben welcher ein Ueberschuh auf dem Kopf und einer auf den Beinen stand.

Die schlimmsten Erfahrungen machte jedoch der Blick des Beobachters, wenn er in die offen gelassene Küchenthür hineinschaute, jenseits welcher noch das ganze Chaos des vergangenen Tages in völliger Unbe-

schränktheit herrschte. — Auf dem Herde war es noch unheimlich und kalt, und in den schwarzen, gähnenden Kochlöchern wohnte das Grauen, während die noch nicht abgewaschenen Töpfe und Gefäße übellaunig umherstanden, wie garstige, faule Jungen, die sich den Schlaf noch nicht aus dem Gesicht gerubbelt haben.

Das Bett des Mädchens war noch nicht gemacht und über das Fußgestell desselben hingen, nachlässig hingeworfen, die noch nicht gereinigten Kleider des gestrengen Herrn Bürgermeisters, ein zimmetfarbiger Paletot, ein schwarzer, an den Nähten etwas weiß gewordener, Oberrock und ein dito Beinkleid, während ein Paar ungeputzter Stiefel, mit müden umgeklappten Schäften neben dem Küchenbesen stand, der auch bereits seit langer Zeit keine Haare mehr auf den Zähnen hatte. — An einem, lose im Kalk sitzenden, schiefgebogenen Nagel, hing ein Damenkleid mit einem handbreiten „Rand" unten, der wahrscheinlich von der letzten Promenade herrührte und darunter standen zwei Paar zierliche Kamaschenstiefel, die auf zwei zierliche Besitzerinnen schließen ließen. —

Das ganze Bild machte einen sehr unangenehmen Eindruck und bewies sofort, daß in diesen Räumen eine höchst untüchtige Hausfrau walte, die ihrem Gemahl keine himmlischen Blumen in's irdische Leben flocht.

Aus seinem Umgange, aus der Einrichtung seines Zimmers, lassen sich fast immer ziemlich richtige und der Wahrheit sehr nahe kommende Schlüsse auf den Charakter eines Menschen machen. Ebenso kann man die Hausfrau beurtheilen bei dem ersten Blick, den man in die, ihrer Obhut anvertraute, Häuslichkeit thut. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß eine Wohnung, in allen ihren Theilen, zu jeder Tageszeit, das Bild einer untadelhaften Ordnung und Reinlichkeit bieten müsse. Das ist eine Unmöglichkeit und nur ein Laie in diesen Dingen kann sich zu solchen exorbitanten Ansprüchen verleiten lassen.

Wenn des Morgens reingemacht wird, wenn die Fenster geöffnet sind, und die Gardinen durch den Luftzug, wie geschwellte Segel, in das Zimmer hinein oder auf die Straße heraus getrieben werden, wenn die Teppiche umgeschlagen und die Möbel

von den Wänden gerückt sind und rathlos mitten im Zimmer umherstehen, wenn der Flur naß aufgenommen ist und in der Küche unästhetische Gefäße sich brüsten, wenn die Schlafzimmer, die am Abend so einladend und traulich aussehen, einem verlassenen Bivouac gleichen, einer zersprengten Hülse, aus der der Mensch neu gestärkt und neu geboren hervorging, dann muß sich der Laie nicht vermessen zu sagen, daß das eine unordentliche Wirthschaft sei. O Gott bewahre! Das sind nur die Dornen an den Rosen; die nothwendigen Uebelstände, die petites misères de la vie humaine, die Zusätze der Prosa zu der Poesie des Lebens.

Aber wenn die Morgenstunden verflossen sind, wenn die dienstbaren Geister den Rohbau zu der Arbeit des neuen Tages vollendet haben und wenn die Hand der Hausfrau glättend und vollendend darüber hingefahren ist; dann mag man schauen und urtheilen; dann verrathen oft kleine Züge und Merkmale, weß Geistes Kind die Herrin jener Räume ist.

Ein nachlässig auf Tisch oder Sopha geworfenes Tuch, eine unaufgezogene Stutzuhr, ein schief-

liegender Teppich oder eine unsymmetrisch verschobene Tischdecke, ein unabgewischter Nipptisch, ungraciös stehende Fauteuils, bei Tische staubige oder unaufgezogene Weinflaschen oder ein fehlendes Pfeffer- und Salzfaß erzählen dem aufmerksamen Beobachter oft lange Geschichten, und ehe die Hausfrau zu seinem Empfange in den Salon gerauscht ist, hat er bereits die Ehre gehabt, ihre ziemlich gründliche Bekanntschaft zu machen. —

Daß es bei dieser Regel Ausnahmen, bei diesen Vergehungen mildernde Umstände giebt, versteht sich natürlich von selbst, und diese Ausnahmen und mildernden Umstände verleiten den Beschauer auch zuweilen zu ungerechten Urtheilen. Ueber dieses Thema könnte man lange, gänzlich ungeahnte, Historien erzählen, Historien, welche die Stoffgeber zu ihrem eigenen Nachtheil sorgfältig unterdrücken, weil sie das ungerechte Urtheil der seichten Eitelkeitsmenschen fürchten, Historien, deren Enthüllung sie aber in den Augen aller Menschen von richtiger Auffassung und wahrem Ehrgefühl, mit einer Art Märtyrer-Nimbus umgeben würden.

In dem vorliegenden Fall haben wir es jedoch

mit keiner dieser Ausnahmen zu thun, sondern mit einer gänzlich unbeschränkten Regel, an die wir glauben können ohne zu zweifeln.

Wir werfen der unsauberen Küche mit ihren enthüllten Mysterien einen kurzen Blick des Unwillens zu und treten, ohne anzuklopfen, in das Zimmer des Herrn Bügermeisters, wo das Schild an der Thür prangt und wo der aufrechtstehende und der umgestülpte Ueberschuh neben der zerfetzten Strohdecke schlummern.

Es war ein mittelgroßes, etwas unegal mit Berliner-Blau angepinseltes Gemach, denn Papier-Tapeten waren zu jener Zeit, namentlich in kleinen Städten, noch eine gänzlich unbekannte Sache. Vor den beiden, nach der Straße herausführenden Fenstern, hingen dünne, gelbliche, mit einer mattgrauen Staubschicht befallene Gardinen, die an den Seiten durch Bindfäden an einem gewöhnlichen, eisernen Nagel zurückgehalten und befestigt waren. Die Fensterscheiben von grünem Glase waren ebenfalls mit einer matten Staubschicht überzogen und zeigten hie und da jene eigenthümlichen Regenbogenfarben, die sich, durch den Einfluß der

Sonne, stets auf schlecht geputztem Glase zu bilden pflegen. —

Das Mobiliar war ziemlich dürftig; denn der Herr Bürgermeister hatte kein Vermögen und mit den fünfhundert Thalern Gehalt ließen sich keine großen Sprünge machen, namentlich wenn die Frau nicht das Wenige durch weise Eintheilung und Sparsamkeit zusammenhielt.

An der Wand rechts stand ein altes, hochbeiniges Sopha mit steiler Lehne und großblumigem, verschossenem und auf dem Gesäß vielfach geflicktem Ueberzuge, und vor demselben ein Tisch, dessen geworfene Platte eine alte rothe Decke überhing, die aussah, als wenn sie früher bereits als Umschlagetuch fungirt hätte. Links vom Sopha stand ein schwarzer Kachelofen mit einem krumm gebogenen alten Blech davor, und rechts in der Ecke am Fenster ein Pfeifentisch, auf dem drei invalide Pfeifen mit bleiernen Abgüssen langsam auseinander trockneten.

An der Wand links, zwischen dem Fenster und der Thür, die in das andere Zimmer führte, stand ein dunkler, gebeizter Schreibtisch, auf dem sich mehrere Aktenstöße langweilten und auf dem, an

der Wand emporsteigenden, Bücherbrett, standen das Allgemeine Landrecht, die Gesetzsammlung und mehrere Jahrgänge des Posemuckler Wochenblattes, dessen gelehrten Redakteur, mit der kleinen, lebhaften Frau, wir bereits im zweiten Kapitel durch den Nebel der allgemeinen Einleitung schimmern sahen. — Ein halb erblindeter Spiegel zwischen den beiden Fenstern, eine wacklige Kommode unter demselben und ein halbes Dutzend gebrechlicher Stühle vollendeten das Mobiliar der Wohnstube des gestrengen Herrn Bürgermeisters, der bereits in derselben anwesend war und immer von der Thür zu den Fenstern und von den Fenstern zur Thür auf- und niederschritt. —

Der Bürgermeister Zipfel war ein kleines, behendes Männchen, mit spärlichem, weißem Haar, blassem, magerem Gesicht und einem Paar graublauer Augen, aus denen ein Gemisch von Wichtigkeit und ungeduldigem Temperament leuchtete, über dem jedoch ein Schleier von Ergebung und angewöhnter Resignation hing, wie die mattgraue Staubwolke über den Fensterscheiben und Gardinen.

Die kleinen, mageren Glieder steckten in einem weiten, abgetragenen Schlafrock von streifigem Kat-

tun und in einem Paar schwarzer Filzschuhe, in denen das Männchen, lautlos wie eine Katze, daherschlich, während um den Hals ein ängstlich weißes, würdevolles Tuch geschlungen war.

Der kleine Herr ging, wie bereits gesagt, immer von den Fenstern zur Thüre und dann wieder von der Thüre zu den Fenstern, indem er sich, ab und zu, fröstelnd schüttelte; denn es war noch nicht eingeheizt und bitter kalt in der blaugepinselten Stube. —

Wenn der Herr Bürgermeister an dem Fenster angekommen war, blieb er jedesmal stehen und warf einen irrenden, unbestimmten Blick auf die Straße hinab, die sich spärlich zu beleben begann, und dann machte er wieder Kehrt, traversirte mit geräuschlosen Schritten das Zimmer, und stellte sich, auf der anderen Seite, mit dem Rücken eine Weile an die Thür, die auf den Flur hinausführte; das war so seine Angewohnheit. —

Unterwegs jedoch zog er auch manchmal seine große, silberne Uhr aus der Westentasche, warf einen ungeduldigen Blick darauf und betrachtete dann, leise seufzend, den schwarzen Ofen, dessen dunkle, kalte

Oeffnung ihm, wie ein ausgebrannter Krater, entgegenstarrte. —

„Es ist kalt,“ murmelte der Bürgermeister leise vor sich hin, indem er sich die mageren, weißen Hände rieb; „es ist bitterkalt und die Christiane vergißt wieder ganz und gar bei mir einzuheizen. Es ist wahr, mit dem einen Mädchen ist die Wirthschaft nur unvollkommen zu besorgen, aber die Damen nehmen sie auch gänzlich für sich allein in Anspruch ... o, die Frauen, die Frauen!“

Nach diesem Monologe setzte der kleine Mann seine Wanderung von der Thür zu den Fenstern und von den Fenstern zur Thür in etwas lebhafterem Tempo fort, indem er noch öfter als früher auf seine große silberne Taschenuhr blickte und indem die ihm angeborene Ungeduld immer vulkanischer an die leichte Staubdecke der angewöhnten Resignation pochte, die sich, wie ein mit Wasser verdünnter Schlaftrunk, über seine Seele und deren Functionen gelagert hatte.

„Es ist schon dreiviertel auf Acht!“ fuhr der Bürgermeister in seinem leise gemurmelten Selbstgespräch fort, „und die Christiane heizt noch immer

nicht ein. — Um neun Uhr muß ich in die Magistratssitzung und bis dahin muß ich mich noch rasiren lassen, Kaffee trinken, mich ankleiden .... und ich habe noch nicht einmal meine Stiefel und meinen Rock .... und dabei diese Kälte! — Bei dem dicken Schuhmacher da drüben dampft schon lange die braune Kaffeekanne auf dem Tisch und im Ofen sehe ich die helle Flamme lodern .... und bei mir, dem Oberhaupte der Stadt .... o, die Frauen, die Frauen!" —

Und wiederum setzte der Bürgermeister seine Promenade fort, nur daß seine Bewegungen und Mienen immer heftiger und ungeduldiger wurden. Bald legte er, im Vorbeigehen, die kalte Hand an den kalten Ofen, bald sah er nach der Uhr, bald aus dem Fenster und bald stellte er sich, seiner Gewohnheit gemäß, mit dem Rücken an die Thür, die auf den Flur hinausführte, und starrte mit einer beinahe komischen inneren Verzweiflung zu der grauen, spinnewebigen Decke seines Zimmers empor.

„Ich habe seit gestern Mittag nichts Warmes genossen!" fuhr der alte Mann zu murmeln fort, „und die Christiane heizt noch immer nicht ein und

bringt mir auch nicht meinen Kaffee. — Mich friert und hungert! — O, die Frauen, die Frauen!" —

Mit diesen Worten blieb er plötzlich vor dem alten Pfeifentisch in der Ecke rechts am Fenster stehen, nahm eine der Pfeifen in die Hand, steckte die lange Spitze in den Mund und dann den Zeigefinger der rechten Hand wie prüfend in den Kopf. — Im nächsten Augenblick stellte er die Pfeife aber wieder fort, machte ein trübseliges Gesicht und seufzte mit bangen Tönen:

„Kein einziges, kleines Restchen mehr darin .. und dann darf ich ja auch nicht rauchen; das dringt in's Nebenzimmer und irritirt die zarten Nerven meiner Gattin und meiner Tochter. — O, die Frauen, die Frauen!"

In diesem Augenblick schlug die Rathhausuhr in dumpfen Klängen die achte Stunde. —

„Da haben wir's!" fuhr der Bürgermeister fort, „schon acht Uhr und immer noch keine Heizung, kein Kaffee, keine Kleidungsstücke. — Und um neun Uhr muß ich in die Magistratssitzung .. wie soll das werden .. wie soll das werden!! ??" —

Noch ungefähr fünf Minuten setzte der Bürger-

meister seine Wanderung durch das kalte Zimmer fort, dann näherte er sich, fast widerstrebend, der Thür, die in das anstoßende Gemach führte, machte eine gewaltsame Anstrengung, seine innere Ungeduld zu bemeistern und rief mit weichen, fast flötenden, Tönen durch das Schlüsselloch:

„Röschen! — Liebes Röschen!“

„„Was willst Du denn schon wieder?““ klang gleich darauf eine harte, barsche Stimme heraus. —

Der Bürgermeister machte ein Gesicht, als wenn er die ganze Fülle des Unmuths, der in ihm aufstieg, mit einem energischen Ruck herunterschluckte, wie einen zu groß gerathenen, bairischen Knödel; dann lächelte er jedoch wieder sein freundlichstes Lächeln und flötete von Neuem durch das Schlüsselloch:

„Liebes Röschen! — Möchtest Du vielleicht die Güte haben, der Christiane zu sagen, daß sie bei mir einheizt und mir den Kaffee und die Sachen bringt?“ —

„„Christiane hat noch bei uns zu thun,““ antwortete die harte Stimme; „„Du bist unausstehlich mit Deiner Ungeduld. Sowie Du den ersten

Fuß aus dem Bett setzest, fängst Du an Deine Unzufriedenheit zu äußern und Prätensionen zu machen. — Wenn Du bei Deinem kleinen Gehalt so herrisch und anspruchsvoll sein willst, hättest Du nicht heirathen müssen und am wenigsten die Tochter eines Geheimraths. – Du mußt noch warten!"“

„Aber ich muß ja um neun Uhr in die Magistratssitzung," fuhr der Bürgermeister mit einer wahren Leidensmiene fort, „ich habe ja Amtsgeschäfte und die sollten doch eigentlich vorgehen." —

„„Ach was Amtsgeschäfte!"" ließ sich die Stimme der Frau Bürgermeisterin weiter vernehmen. „„Soll ich etwa das Kind hier nackt stehen lassen? — Suschen muß erst ihre Morgentoilette beenden; Christiane ist eben damit beschäftigt, ihr die Nachthandschuhe abzustreifen und ich reibe ihr die Sommersprossen ein, die sie leider auf der letzten Landparthie bekommen hat, weil Du so ungalant und unvorsichtig warst, ihr einen Sonnenschirm von so dünner Seide zu kaufen. — O, die Männer, die Männer!"" —

Der Bürgermeister streckte, wie beschwörend, seine beiden Arme zu der Decke des Zimmers empor, seine dünnen, blassen Lippen murmelten etwas wie

eine Verwünschung, dann aber kämpfte er wiederum den inneren Unmuth gewaltsam nieder, stellte sich an das Fenster und trommelte auf den kalten, blinden Scheiben den Trauermarsch des großen Beethoven. —

Plötzlich zuckte er aber zusammen, als wenn ihn eine Tarantel gestochen hätte und er rief zum erstenmale mit erhobener Stimme:

„Gott erbarme sich meiner! — Da geht schon der Rathsherr Sauerländer zur Magistratssitzung und ich werde die Schmach erleben zu spät zu kommen. — Diese Menschen sind von einer Pünktlichkeit und einem Diensteifer, während ich, der ich mit gutem Beispiel vorangehen sollte . . o, es ist empörend, es ist empörend!"

Nach diesen Worten wandte er sich noch einmal zu der Thür, die in's Nebenzimmer führte und sprach jetzt in Tönen, deren aufgeregten Charakter er vergebens zu unterdrücken suchte:

„Röschen! — Eben ist schon der Rathsherr Sauerländer vorbeigegangen . . . es ist die höchste Zeit . . bedenke, wenn ich in zwei Jahren nicht wieder gewählt würde . . ich beschwöre Dich, schicke mir meinen Kaffee und meine Sachen!" —

„„Mein Gott, was ist das für ein Unglück solch einen untüchtigen Menschen zum Manne zu haben!““ zeterte wieder die harte Stimme der Frau Bürgermeisterin. „„Nicht wieder gewählt werden; was wäre das für eine Schmach für Dich und noch mehr für mich, deren Vater Geheimrath war. — O, die Männer, die Männer!““ —

„Hast Du's der Christiane schon gesagt?“ fragte der Bürgermeister weiter, dem bereits einige Schweißtropfen auf der Stirn zu perlen begannen. „Hast Du's der Christiane schon gesagt, mein Püppchen?“ —

„„Ihr himmlischen Mächte, rettet mich vor diesem Wütherich!““ schrie jetzt die Stimme in unangenehm kreischenden Tönen.

„„Du weißt doch, wie zart das Kind ist, Du weißt, daß der geringste Luftzug ihr schadet und dennoch zwingst Du mich ihre Morgentoilette zu unterbrechen oder zu übereilen, bloß damit Du nur Deinen Kaffee in den Magen bekommst, der Dir bei Weitem lieber ist als Frau und Tochter.““ —

Kaum waren die letzten Töne dieser Worte verhallt, als die Thür des Nebenzimmers heftig auf-

gerissen wurde und die Frau Bürgermeisterin mit dem Kinde und Christianen mit solchem Furor hineinstürmten, daß sie den alten Mann beinahe umgerannt hätten. —

Röschen, die Regentin der Stadt, war eine große, starke Frau mit mächtigen Gliedern und einem hochroth gefärbten Gesicht, aus dem ein Paar kleiner, lebhafter grauer Augen funkelten, während Suschen, das Kind, mehr nach dem Vater schlug, denn ihr Wuchs war fein und zierlich, ihre Glieder von einer brennenden Magerkeit und das Antlitz, aus dessen beginnender Falten-Runen-Schrift man deutlich fünfunddreißig Jahre herauslesen konnte, war beinahe nur Nase, mit einem schwachen Versuch zum Ansatz eines Kinnes und einer Stirn und mit einem Mund und Augenpaar, die schlecht benähten Knopflöchern glichen.

Die Frau Bürgermeisterin befand sich bereits in Morgentoilette, während Suschen, das Kind, das die Mutter am Schnürband hinter sich herzog, sich beinahe noch im allertiefsten Negligee befand. — Ihr dünnes, semmelblondes Haar war noch über eine unabsehbare Masse von Papilloten gewickelt

und den keuschen, jungfräulichen Leib bedeckte nur ein etwas kurzes und enges Hemd, das die unschuldigen, noch unentwickelten Formen im vortheilhaftesten Lichte zeigte, während ein halbzugeschnürtes Schnürleib um die zarte Büste hing, wie ein zu weiter, unzugeschnallter Küraß über die Schultern eines schweren Reiters. — Die Füßchen steckten in winzig kleinen Pantöffelchen, die sie kaum mit Zehen und Ballen fest zu halten vermochte, und an den cylindrischen Wädchen hinaufrankten sich ein Paar schwächlicher Strümpfe, welche bei jedem Schritt, den das Kind that, mehr und mehr in sich zusammensanken wie schlottrigte Greise, wenn sie vom Bett nach dem bequemen Stuhl hinhüsteln. —

„„So weit treibst Du's mit Deiner unleidlichen Ungeduld und Deinem Eigensinn!““ schnaubte das colossale Röschen ihren kleinen Gemahl an, der leichenblaß geworden war durch das plötzliche Hineinstürmen der drei Grazien. „„Da! Nun hilf, wenn Du bald Kaffee haben willst!““

Und damit drehte sie Suschen herum, daß dieselbe ihrem Vater den Revers de la Medaille zukehrte, preßte dem alten Mann die Haarnadel mit

dem Schnürbande in die Hand und fuhr in aufgeregt keifendem Tone fort:

„„So! Nun schnüre Du hinten, aber nach und nach und nicht auf einmal so fest, damit das Kind sich allmählig an den Druck gewöhnt und keinen innern Schaden davonträgt. — Man kann mit den Mädchen nicht vorsichtig genug umgehen; das geringste Versehen kann sich späterhin furchtbar rächen, wenn sie dereinst die Bestimmung ihres Geschlechts erfüllen und Mutter werden““ ....

„Aber, Mama!“ hauchte Suschen, indem ihre Nase, die ihr Antlitz war, hold und schamhaft erröthete. —

„„Bist du schon wieder ungeschickt gewesen?““ polterte die Bürgermeisterin ihren Gemahl an, der mit dem Schnürbande umging, als wenn er den Faden eines Spinnwebes in der Hand hätte. „„Nimm dich doch in Acht! Du wirst ihr noch etwas entzwei machen und das ist dann ein Schaden für's ganze Leben!““

Nach diesen zornigen Worten, bei denen der arme Gemahl gar nicht mehr wußte, wie er mit der Haarnadel und dem Bande verfahren sollte,

machte die Frau Bürgermeisterin aber gleich wieder ein freundliches Gesicht und, indem sie einen zärtlichen Kuß auf den Mund ihrer Tochter drücken wollte, wobei sie jedoch die Nase traf, sagte sie mit schmeichlerischen Tönen:

„„Komm, mein Püppchen, Mama wird dir jetzt Deine Löckchen auswickeln und Christiane soll Dir Strümpfchen festbinden, mit den rothen Bändchen; nicht wahr, mein Engelchen Du?"" —

Das Engelchen neigte holdlächelnd ihr Köpfchen ein wenig nach vorn und der Vater, die Mutter und Christiane waren emsig beschäftigt ihre verschiedenen Functionen nach besten Kräften zu erfüllen.

Da klopfte es plötzlich, leise und galant an die Thür und ehe die Gruppe Zeit gewann auseinanderzufahren, schlüpfte mit jener unnachahmlichen Halbrechtswendung, die nur dem eleganten Barbier eigen ist, Meister Lawendel in das bürgermeisterliche Zimmer.

„Unterthänigsten Guten Morgen, Herr Bür" .... begann der Stadtintriguant seinen familiär-devoten Gruß; plötzlich unterbrach er sich jedoch, blieb regungslos stehen, als wenn er in eine Salzsäule verwandelt worden wäre, schluckte die letzten drei

Viertheile des Bürgermeisters hinunter und starrte mit weitaufgerissenen Augen und Nasenlöchern auf die seltsame Gruppe, die noch immer nicht Zeit gehabt hatte auseinanderzufahren, sondern ebenfalls regungslos in der zuletzt innegehabten Stellung verharrte:

Der regierende Herr Bürgermeister hielt mit der rechten Hand die Haarnadel mit dem Schnürband graciös in die Höhe, während der Daumen der linken auf das zunächst zu enfilirende Loch des Schnürleibes ruhte; die zehn Finger der Frau Bürgermeisterin ruhten in Suschens halbenthülltem Lockenköpfchen, das jetzt schamhaft an den mütterlichen Busen gesunken war, und die robuste Christiane umklammerte mit beiden Fäusten das eine Knie des Kindes, um nicht vor Schreck vornüber dem Herrn Bürgermeister zwischen die Beine zu fallen. Alle Drei wandten aber die Köpfe links und starrten entsetzt auf den Barbier, der seinerseits, in noch nicht ganz vollendeter Halbrechtswendung, die Gruppe ebenfalls nicht minder entsetzt anstarrte.

Es entstand wohl eine Pause von einer guten Minute; dann aber erwachte zuerst die Energie der

Frau Bürgermeisterin aus ihrem lethargischen Zustande und, durch eine blitzschnelle Bewegung mit ihrem colossalen Körper das winzige Figürchen des Kindes deckend, chassirte sie, die ohnmächtig an ihrem Busen Ruhende mehr tragend als führend, seitwärts auf die Thür des Nebenzimmers zu.

Durch diese plötzliche Bewegung schien jedoch auch der Barbier dem Leben zurückgegeben worden zu sein, denn er vollendete mit einem graciösen Ruck die Halbrechtswendung, stellte den rechten Fuß in die dritte Position, senkte verschämt die grauen Augen zu Boden und flüsterte mit einer dünnen, ängstlichen Stimme, die ebenfalls erröthet zu sein schien:

„Ich bitte unterthänigst um Vergebung, wenn ich gestört haben sollte.... aber ich kann auf Kavaliers-Parole versichern, daß ich nichts gesehen habe, nicht einmal"....

Der Bügermeister, der bis jetzt seine Tochter am Schnürband festbehalten hatte, ließ dasselbe nun los, steckte die rechte Hand gravitätisch vorn in den Schlafrock und erhob würdevoll das Haupt, während seine Frau das leise aufwimmernde Suschen noch fester an sich drückte, und Christiane sich zu über-

zeugen suchte, ob der Barbier auch wahr gesprochen habe.

„Ich würde es gewiß nicht gewagt haben, fuhr dieser noch immer verschämt und schüchtern fort, „so stürmisch in dieses Zimmer zu dringen, wenn nicht eine Angelegenheit von der höchsten Bedeutung“....

Die letzten Worte wirkten wie ein electrischer Schlag auf die jetzt auseinandergefahrene Gruppe. Der Herr Bürgermeister hob den Kopf noch etwas höher empor, die Frau Bürgermeisterin hielt plötzlich mit ihrem Chassé à gauche inne und wandte den Kopf malerisch rechts rückwärts, das ohnmächtige Suschen streckte die Nase, die identisch mit ihrem Gesicht war, neugierig über die Schulter ihrer Mutter hinweg und die robuste Christiane riß, in Ermangelung einer bessern Beschäftigung, den Mund dermaßen auf, als wenn sie ganz allein die Neuigkeit mit Haut und Haar verschlingen wollte.

„Ich kann sogar sagen, daß es eine Angelegenheit von der außerordentlichsten Bedeutung ist,“ fuhr der Barbier, noch immer in verschämter Attitude, fort; „denn, wenn ein Fremder“....

„„Ein Fremder!?““ schrie die Gruppe unisono, und wie der Blitz sprang die Frau Bürgermeisterin mit einem gewaltigen Satz auf den Sophatisch zu, riß die rothe Decke, die aussah, als wenn sie früher einmal als Umschlagetuch fungirt hätte, herunter und warf dieselbe im nächsten Augenblick dem plötzlich aus der Ohnmacht auferstandenen Suschen um die keuschen, kindlichen Glieder. Dann stellte sie sich, der größeren Vorsicht wegen, wieder vor ihre Tochter, zog mit beiden Händen ihren Morgenrock in die größtmöglichste Breitenausdehnung und sagte mit einer vor Aufregung zitternden Stimme:

„Was für ein Fremder?“

„„Ja; was für ein Fremder?““ wiederholte nun auch der Bürgermeister, der sich nicht die Butter vom Brod nehmen lassen und doch vor dem Barbier seine Würde und Autorität bewahren wollte.

„Er logirt in der sanften Taube,“ fuhr Lawendel fort, indem er jetzt allmälig den Kopf erhob, um die Wirkung seiner Worte zu studiren.

„„In der sanften Taube . . . hm, hm!““ sagte der Bürgermeister, indem er bedenklich den rechten Zeigefinger an die Nase legte.

„Aber wer ist es!“ fiel die Bürgermeisterin mit fast kochender Stimme ein. „So sprechen Sie doch, Sie spannen uns ja auf die Folter!“ —

„„Es ist der neue Doktor!““ antwortete Lawendel, jede Sylbe pfundschwer betonend.

„Ah! Der neue Doktor!“ erklang es wiederum unisono.

„Das wird eine Wohlthat für Posemuckel werden und ich freue mich diese wichtige und segensreiche Neuigkeit heute in der Magistratssitzung bekannt machen zu können,“ fuhr das Stadtoberhaupt fort, indem es sich, mit innerem, salbungsvollen Behagen die dürren Hände rieb.

„„Wie sieht er aus? Ist er jung, ist er alt, ist er hübsch, ist er häßlich, ist er groß, ist er klein, ist er verheirathet, oder . . . . . unverheirathet?““ keuchte die Bürgermeisterin wieder mit glühendem Athem dazwischen.

„Ich habe das Glück gehabt ihn bereits heute in aller Frühe einer genauen Okular-Besichtigung zu unterwerfen,“ entgegnete der Barbier, indem sein Antlitz den Ausdruck socratischer Weisheit annahm; „erst im Halbdunkel, dann beim Schein einer Kerze;

erst im Bett und dann im leichten Morgen-Negligee."

Die Bürgermeisterin sah sich ängstlich nach ihrer Tochter um, welche ihrerseits, das Gesicht, oder vielmehr die Nase, noch weiter über die mütterliche Schulter hinausstreckte, und einen leise seufzenden Ton von sich gab.

„Das Resultat meiner Untersuchungen und meiner längeren Unterhaltung mit dem Fremden," fuhr der Barbier fort, „ist nun Folgendes: Der neue Doktor scheint allerdings Kenntnisse zu besitzen; aber seine Methode scheint so von den gefährlichen Neuerungen durchdrungen zu sein, daß er nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen sein wird."—

„„Hm; hm!"" machte der Bürgermeister.

„Dann habe ich noch außerdem eine Muthmaßung," fuhr der Barbier fort, „die ebenfalls Anlaß zu ernstlichen Befürchtungen giebt."

„„Und die ist?"" fragte der Bürgermeister mit wichtiger Miene.

„Ich will meine Beobachtung nicht als unfehlbar hinstellen," antwortete Meister Lawendel; „aber dies dunkle lockige Haar" . . . .

„„Nun? Nun?““ schallte es wieder von der Frau Bürgermeisterin her.

„Die gebogene Nase“ .... fuhr der Barbier fort.

„„Nun? Nun?““

„Der eigenthümlich geschnittene Mund“ . . .

„„Aber so sprechen Sie doch!““ herrschte das jetzt dunkelroth glühende Röschen.

„Ich hege die Befürchtung,“ entgegnete Lawendel mit resignirtem Achselzucken, „daß der neue Doktor . . . ein Jude ist.“ —

„„Das wäre übel!““ sagte der Bürgermeister mit bedenklichem Kopfschütteln.

„Entsetzlich!“ ergänzte die Frau Bürgermeisterin.

„„O . . vielleicht ist er getauft!““ hauchte Suschen über die mütterliche Schulter hinweg.

Der Barbier senkte traurig den Kopf, als wenn er sich nicht erlauben wolle Bemerkungen über diesen Gegenstand zu machen.

„„Das wäre übel!““ wiederholte der Bürgermeister, indem er jetzt den linken Zeigefinger an die Nase legte.

„Das ist aber noch nicht Alles,“ fuhr Meister Lawendel jetzt weiter fort; „der neue Doktor leidet

an einem Gebrechen, das seinen vielleichtigen Kunden sehr unangenehm sein dürfte . . . er ist nämlich sehr harthörig . . . man muß stets schreien, wenn man sich ihm verständlich machen will . . . und das ist doch unangenehm . . . namentlich bei weiblichen Patienten . . . die doch oft Dinge mitzutheilen haben . . . wie ich ihnen sage, gestrenger Herr Bürgermeister, das ist ein großer Uebelstand.“ —

„„Hm, hm!““ machte wieder das Stadtoberhaupt. „„Unter diesen Umständen hätten wir allerdings an dem alten Doctor Sturr ziemlich dieselbe Hülfe gehabt. Hm, hm! Oh, oh!““ —

In diesem Augenblick hörte man draußen ein eigenthümliches Gepolter, wie wenn Jemand schnell die Treppe herauffällt, dann machte sich das Geräusch einiger unsicherer Tritte bemerkbar und gleich darauf wurde die Flurthür aufgerissen und es wankte ein alter Mann in das Zimmer, dessen Erscheinung Furcht und Lachen zu gleicher Zeit hervorrufen konnte.

Es war eine große, breitschultrige Gestalt, bekleidet mit einem langen, sehr abgenutzten, blauen Oberrock mit erblindeten Messingknöpfen, einem sehr hohen carmoisinrothen Kragen und einem ebenfalls

erblindeten, ovalen Blechschilde auf der linken Brust. Auf dem Kopf trug er eine hohe, schmierige, blaue Mütze mit carmoisinrothem Rand und in der unbehandschuhten Rechten einen dicken Stock mit gelbem Messingknopf. — Das Haar des Mannes war beinahe schlohweiß und floß in dünnen Strähnen, unter der hohen Mütze hervor, auf ein purpurrothes, gedunsenes Gesicht herab, in dessen Mitte eine unförmliche Nase thronte, welche, noch um eine Schattirung röther als das Gesicht, mit lauter kleinen, blauschwarzen Auswüchsen besetzt war, die dem ganzen Gliede einen kaktusähnlichen Charakter gaben. Die Augen waren dunkel und so groß und lebhaft, daß sie aussahen, als wenn sie fortwährend mit den Blicken „Feuer!" schreien wollten und über dem breiten Munde, der beinahe von einem Ohr zum andern reichte, sträubte sich ein struppiger, katerähnlicher, weißgrauer Schnurrbart zu den tiefen Nasenlöchern empor, deren schnupftabackgefüllte Oeffnungen zwei großen Torfgruben in einer, mit rothen Blumen bewachsenen, Wiese glichen.

Als die Gestalt die Thür wieder hinter sich zugemacht hatte, riß sie die Mütze vom Kopf, sperrte

die Augen gewaltig weit auf, öffnete dann den großen Mund, daß es aussah, als wenn sich die obere Hälfte des Kopfes von der unteren abklappen wollte und dann schloß er die gähnende Kluft wieder ohne ein einziges Wort gesagt zu haben.

„Was wollt Ihr, Duselmann?“ fragte der Bürgermeister, freundlich und herablassend, seinem Sergeanten einen Schritt näher tretend.

Der ehrliche Duselmann öffnete noch einmal den Mund und brachte dann, nach einigen mißglückten Versuchen zum Sprechen, endlich in heiseren Droschkenkutschertönen die Worte heraus:

„„Herr Bürgermeister, ich habe zu melden““ . .

„Was denn? Was denn?“ fragte freundlich das Stadtoberhaupt.

„„Herr Bürgermeister, ich habe zu melden““ keuchte Duselmann weiter, „„daß, laut Meldung des Nachtwächters Müller, in dieser Nacht, im Gasthof zur „sanften Taube“ ein verdächtiges Individuum einpassirt ist.““

„Ich weiß schon, ich weiß schon, lieber Duselmann,“ entgegnete freundlich der Bürgermeister;

„es ist der neue Doktor. Der Barbier Lawendel hat mir die Neuigkeit bereits mitgetheilt."

Der Polizeisergeant riß die Augen noch weiter auf und betrachtete mit entsetzten Blicken den Barbier, der, wie ein lächelnder Fuchs, in der Ecke stand:

„Der Barbier Lawendel?" rief er endlich mit dumpfer Stimme, indem er sich bemühte mit seinem dicken Stock seinen taumelnden Körper im Gleichgewicht zu erhalten. „Hat sich denn die Welt umgedreht über Nacht? — Ist Lawendel Polizeisergeant geworden und der alte Duselmann Barbier? — Wer darf es wagen eine Nachricht eher zu melden, als der alte Duselmann? Wer darf sich unterstehen der Polizei in's Handwerk zu pfuschen ... he? So lange der alte Duselmann noch auf dem Posten ist, so lange muß der alte Duselmann auch alle Nachrichten zuerst bringen; dafür ist der alte Duselmann noch Polizeisergeant und nicht Barbier!" —

Mit diesen Worten schlug sich der alte Mann bekräftigend mit der rechten Faust so heftig vor die Brust, daß sein Körper in die gefährlichsten Schwankungen gerieth und er außerdem heftig zu husten begann.

„Aber Duselmann, Ihr seid am frühen Morgen schon wieder betrunken," sagte der Bürgermeister im verweisenden Ton; „nehmt Euch doch in Acht! Ihr werdet auch noch am Delirium tremens sterben, wie leider die meisten Menschen in dieser Stadt. — Denkt doch daran, Duselmann, und nehmt Euch etwas zusammen!"

„„Das kommt Alles von dem schlechten Wasser,"" lallte der Sergeant; „„davon sterben die Menschen hier wie die Fliegen. So lange wir unser Wasser nicht los werden, so lange"" . . . .

„Pfui, schämt Euch doch!" sagte jetzt Meister Lawendel, sich in's Mittel legend und Duselmann am Arm leise nach der Thür ziehend. „Wer wird sich denn so in Gegenwart der hochbürgermeisterlichen Familie aufführen. Kommt, Papa Duselmann, kommt! — Ich empfehle mich dem Herrn Bürgermeister, der Frau Bürgermeisterin und dem kleinen gnädigen Fräulein zu Gnaden!" — Mit diesen Worten schleppte Lawendel den betrunkenen Sergeanten hinaus, den man noch auf der Treppe brummen hörte:

„Hol mich der Teufel, wenn ich ein Barbier

geworden bin! Wenn ich aber noch Polizeisergeant bin, dann darf sich kein Mensch unterstehen dem Herrn Bürgermeister eher eine Meldung zu machen, als der alte Duselmann!" —

„„Angenehmer Mensch, der Lawendel!"" sagte die Frau Bürgermeisterin geschmeichelt; „„er versteht sich so gebildet auszudrücken."" Dann wandte sie sich aber mit zärtlichen Blicken zu ihrer Tochter und hauchte in süßen Tönen:

„„Komm mein Engelchen; komm mein Püppchen! Mama wird dich nun fertig schnüren; der garstige Papa thut dem armen Kinde immer weh, nicht wahr? — Komm mit Christiane, du sollst uns helfen."" —

Mit diesen Worten umfaßte sie ihr theures Suschen und verließ mit ihr und dem Mädchen das Zimmer ihres Mannes. —

Der Bürgermeister starrte den abgehenden Frauen wohl eine Minute lang sprach- und bewegungslos nach; dann schien der stets unter Druck gehaltene Unmuth aber plötzlich in seinem Innern die Oberhand zu gewinnen, denn der alte Mann verzerrte die sonst so ruhigen und friedlichen Züge seines

würdigen Antlitzes und griff sich mit beiden Händen in das spärliche, weiße Haar, als wenn er es sich mit einem Ruck aus dem alten Schädel reißen wollte.

„O, die Frauen, die verdamm“ .... schrie er mit heiseren, beinahe zischenden Tönen; dann aber lösten sich sogleich wieder die mageren Finger aus dem dünnen Haar, die Arme sanken schlaff am Körper herab, die Züge nahmen, im schnellen Uebergange, wieder den ruhig friedlichen Ausdruck an, den sie gewöhnlich zeigten und der eben noch schäumende Mund lächelte beinahe wehmüthig und sprach:

„Aus der warmen Stube und dem Kaffee wird heute nichts werden, das sehe ich schon .... und, wenn ich noch in die Magistratssitzung gehen will werde ich mir wohl meine Kleider selbst reinigen müssen. — Der wahre Philosoph muß sich in das Unabänderliche fügen.“ —

Mit diesen Worten verließ er sein Zimmer, sah sich auf dem Flur sorgfältig um, ob er auch von Niemand bemerkt würde, schlüpfte dann mit leisen Tritten in die noch immer offene Küche, holte unter dem Bett des Mädchens den Teller mit der Wichse

und die beiden Bürsten hervor, faßte behutsam seine Stiefel oben an die Strippen, schlich dann, furchtsam wie ein Dieb, wieder über den Flur, und sprang zuletzt mit einem weiten Satz in sein Zimmer, dessen Thür er schnell hinter sich zuschlug.

„Gott sei Dank!" seufzte der alte Mann, als er wieder in Sicherheit war, es hat mich Niemand gesehen. Jetzt schnell an's Werk, denn es ist die höchste Zeit zur Magistratssitzung." —

Und damit stellte er sich, seiner Gewohnheit gemäß, mit dem Rücken gegen die Thür, steckte die linke Hand in einen Stiefel, schmierte mit der rechten das Leder tüchtig ein und begann dann mit der Blankbürste darauf herum zù arbeiten, daß ihm binnen Kurzem die hellen Schweißtropfen von der kahlen Stirn rannen. —

Im Nebenzimmer beendete die Frau Bürgermeisterin mit Hülfe Christianens die Morgentoilette des kleinen Suschen, ohne auch nur im Entferntesten daran zu denken, ihrem Mann eine warme Stube und einen warmen Trunk zu besorgen, und im Rathhause schüttelten die Rathsherren die gelehrten Köpfe über das ungewohnte, lange Ausbleiben des Bürger=

meisters, obgleich es noch nicht einmal dreiviertel auf Neun war.

Oh, wenn man stets die Ursachen, die verborgenen Wurzeln der Begebenheiten, kennte; manch hartes Urtheil würde milder lauten.

Sechstes Kapitel.

Die Staatsvisite.

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid! —
Herder.

Als Meister Lawendel den Doktor Gosse verlassen hatte, klingelte dieser nach seinem Kaffee, der ihm auch nach Verlauf einer guten halben Stunde, von der zahnschmerzbehafteten Guste gebracht wurde.

„Der Barbier hat Recht," sagte der unglückliche Mann, indem er, nach dem ersten Schluck, eine jämmerliche Grimasse schnitt. „Das ist eine Abkochung von Eichorien und Süßholz, deßhalb geben

die Leute auch so entsetzlich wenig Zucker dazu. Nun, das muß man sagen; über meinem ersten Erscheinen in Posemuckel waltete kein glücklicher Stern und wenn ich dem ehrlichen Barbier nicht in die Hände gefallen wäre, hätte ich mir von vorne herein hier meine Stellung unmöglich machen können. — Es ist doch immer eine gute Sache, wenn man zur rechten Zeit so einen kleinen Fingerzeig erhält, nach dem man sein Benehmen einrichten kann. — Die Verhältnisse hier bieten mir für den Anfang allerdings wenig Erfreuliches; aber nach den Mittheilungen, die mir gemacht worden sind, hoffe ich dennoch mit meiner Kunst, meinem festen Willen und dem uneigennützigen Beistande meines Freundes Lawendel durchzudringen. — Von dem Kaffee kann man aber wirklich nicht viel trinken," fuhr der Doktor fort, indem er das häßlich riechende Getränk von sich schob, „meine Staatsvisite bei dem gestrengen Herrn Bürgermeister könnte sonst durch einen unangenehmen Zufall unterbrochen werden, und das wäre doch höchst fatal; man muß sich den ersten Eindruck nicht verderben, denn der erste Eindruck ist der beste und oft hängt eines Menschen ganze

Zukunft davon ab. — Ich will mich lieber langsam an meine Toilette machen, damit ich den Herrn Bürgermeister noch zu Hause finde.“ —

Mit diesen Worten stand der Doktor auf, um nach seinem Koffer zu gehen, der auf zwei Stühlen rechts am Ofen stand. —

„Au!“ sagte er plötzlich, nachdem er zwei oder drei Schritte gemacht hatte und indem er sich mit der Hand an's Knie faßte. „Au! Da habe ich richtig schon einen kleinen Rheumatismus weg. Der Meister Lawendel ist ein ehrlicher Mann; seine Prophezeiungen erfüllen sich mit erschreckender Pünktlichkeit. — Gut, daß ich mich von jetzt an besser vorsehen kann.“ —

Und damit suchte er sich ein sauber geplättetes Hemd aus dem Koffer heraus, legte den Leibrock sorgfältig auf einen Stuhl, drehte die schwarzen Beinkleider um, hauchte auf die Lackstiefel, die er dann mit einem Paar wollener Strümpfe blank rieb, bürstete sich den Hut glatt und wickelte sorgfältig eine weiße Kravatte und ein Paar strohgelber Glaceehandschuhe aus einer Beilage der Vossischen Zeitung. — Nachdem er endlich alle Bestandtheile

der Staatstoilette beieinander hatte, warf er den warmen Warschauer Schlafrock ab und begann schaudernd und prustend das allmorgendliche Reinigungswerk, das so abstoßend und anziehend zu gleicher Zeit ist. —

„Alle Wetter!“ unterbrach er sich plötzlich. „Da hätte ich ja beinahe das Wichtigste vergessen. Ich muß ja Spaniol haben, um bei der Frau Bürgermeisterin einen angenehmen Eindruck zu machen und eine Dose fehlt mir auch noch. Da will ich doch schleunigst Anstalten treffen.“ —

Mit diesen Worten griff er nach der Klingelschnur und läutete, als wenn es gälte einen Todten aus dem Schlafe zu wecken.

Es dauerte auch keine volle zehn Minuten, so erschien die zahnschmerzbehaftete Guste in der Thür, stieß jedoch beim Anblick des Doktors einen durchdringenden Schrei aus und lief fort, als wenn ihr der Kopf brennte.

„Na! Was ist denn Der angekommen?“ sagte der Doktor verwundert. — „Aha! — Wahrscheinlich hat sie einen Ruck im Zahn bekommen. Das arme Mädchen! — Aber sie soll mir doch wenigstens“ . . .

Mit diesen Worten eilte er dem colossalen Frauen-Gebilde nach, lehnte sich über das Treppengeländer und rief mit lauter Stimme:

„Sie! — Kommen Sie doch einen Augenblick herauf! Ich habe Ihnen etwas zu sagen! — Sie sollen mir bloß einen kleinen Gefallen thun. — Sie! — Hören Sie doch!" —

„„Alter Schwiemel!"" kreischte die Stimme Gustens unten auf dem Flur. Dann hörte der Doktor eine Thür heftig zuschlagen und Alles war still. —

„Das ist aber ein merkwürdiger Gasthof," murmelte der Doktor, indem er kopfschüttelnd wieder in sein Zimmer ging. Ich muß doch aber die Dose und den Spaniol haben, sonst kann ich ja gar nicht" . . .

Und damit ergriff er noch einmal die Klingelschnur und läutete noch länger und heftiger als zuvor. —

Diesmal dauerte es nur fünf Minuten, und es erschien ein kleiner, stämmiger Kerl mit blaugefrorenen Backen und Händen, der den Doktor lautlos aber wüthend anblickte.

„Sie sind wohl der Hausknecht?“ fragte Gosse, der sich eines leichten Lächelns nicht erwehren konnte.

„„So ist es!““ schrie der Stämmige, indem er ein noch wüthenderes Gesicht machte.

„Weßhalb sehen Sie denn so böse aus?“ fuhr der Doktor fort. Haben Sie einen Aerger gehabt?“

„„Na ob!““ schrie der Hausknecht, der nicht zu den Gebildeten zu gehören schien, indem seine Backen jetzt violett wurden.

„Worüber haben Sie sich denn geärgert!“ fragte der Doktor weiter.

„„Na, hören Sie 'mal! Sie wollen sich wohl noch über mich lustig machen?““ prustete der Hausknecht. „Aber da kommen Sie bei mir schlecht an! Unser Einer hat auch seine Ehre, verstehen Sie mich?“

„Das bezweifle ich durchaus nicht, lieber Mann,“ sagte der Doktor noch immer lächelnd. „Es ist mir ja aber gar nicht eingefallen Ihre Ehre anzutasten.“ —

„„Gustens Ehre ist auch meine Ehre!““ schrie der Hausknecht, indem er sich mit der rechten Faust auf die Lende schlug, daß es knallte.

„Guste? — Wer ist Guste!“ fragte Gosse erstaunt.

„„Wer Guste ist?““ schrie der Stämmige weiter. „„Guste ist meine Braut und wenn Sie sich noch einmal einfallen lassen ihr nachzustellen, dann drehe ich Ihnen das Genick um. Verstehen Sie mich?““

„Vollkommen!“ sagte der Doktor lachend. Es ist mir aber nicht im Entferntesten eingefallen Ihrem Fräulein Braut nachzustellen, sondern ich wollte sie nur gehorsamst bitten, mir eine Schnupftabacksdose und etwas Spaniol zu holen, und wenn Sie jetzt vielleicht die Güte haben wollten, so würde es mir auf ein Viergroschenstück nicht ankommen.“

Die Züge des Hausknechts nahmen jetzt einen grinsend lächelnden Ausdruck an; er wischte sich verlegen die rechte Hand an seiner blauen Schürze ab und sagte dann so liebenswürdig wie es ihm möglich war:

„Also Sie wollten blos . . . Schnupftaback von Gusten haben . . . na . . . da nehmen Sie es nicht übel . . den will ich Ihnen gleich drüben aus dem Materialladen holen, und 'ne Dose auch . . .

Der Horndrechsler am Markt hat prächtige Dinger mit schönen Bildern drauf . . . in fünf Minuten bin ich wieder hier, gnädiger Herr." —

Und damit verschwand der Hausknecht und klapperte noch schneller die Treppe hinunter, als es Guste vorhin gethan hatte.

„Merkwürdige Leute sind das hier in Posemuckel, das muß man ihnen lassen" murmelte der Doctor, indem er wieder an seine Toilette ging; „aber mit der Zeit wird man sich daran gewöhnen." —

Die fünf Minuten waren kaum verstrichen, als der Hausknecht mit der Dose und dem Taback wieder in's Zimmer stürzte, und dem Doktor, mit zufriedener Miene, Beides übergab.

Dieser besah den Taback und wickelte die Dose aus dem Papier, in das sie sorgfältig eingeschlagen war:

„Aber mein Gott, was haben Sie mir denn da gebracht?" rief er dann plötzlich, indem er einen Blick auf den Deckel geworfen.

„„Nicht wahr, das ist schön?"" sagte der Hausknecht schmunzelnd. „„Das wußte ich schon, daß Ihnen das gefallen würde.""

„Aber mit dieser Dose kann ich doch nicht in Damengesellschaft gehen!“ rief der Doktor. „Das ist ja die Eva unter dem Apfelbaum!“

In diesem Augenblick schlug die Rathhausuhr halb Neun.

„Mein Gott! Schon halb Neun!“ sagte Gosse. „Es ist ja die höchste Zeit, daß ich zum Herrn Bürgermeister gehe. Schnell! Helfen Sie mich ankleiden!“

Unter dem Beistande des Hausknechts war nun die Staatstoilette in wenigen Minuten vollendet. Während sich der Doktor vorn eine Quantität Spaniol in's Jabot streute, steckte ihm der Hausknecht hinten die gefüllte Dose in die Rocktasche; dann reichte er ihm den blankgebürsteten Hut und den warmen Paletot und, einen Augenblick später, schritt Gosse im feiertäglichen Kleide die knarrende Treppe des Gasthofes zur „sanften Taube“ hinab. —

Als er die Hausthür hinter sich hatte und auf die öde, schlechtgepflasterte Straße hinaus trat, sah er zum ersten Male Posemuckel bei Tageslicht:

„Nun,“ brummte er vor sich hin, „wenn ich keinen besseren Eindruck bei Posemuckel mache, als

Posemuckel bei mir; dann wird die Freundschaft nicht groß werden. — Die ganze Stadt sieht aus, als wenn sie noch wackelte vom gestrigen Rausch. Die Häuser stehen alle schief und an den Fenstern sitzen so eigenthümliche, alte Gesichter, daß man sich einbilden könnte, sie wären schon einmal gestorben und begraben worden, und kämen blos einmal zum Besuch wieder her. — Burr! — Sehr vergnügte Tage werde ich hier wohl nicht verleben!" —

Während dieser Betrachtung war er vor dem Hause des Bürgermeisters angekommen, das er sich vorher ganz genau vom Hausknecht hatte beschreiben lassen. Er konnte ja auch gar nicht fehlen, denn der kränkliche Rosenstock, der sich zur ersten Etage emporrankte, war ja der einzige in ganz Posemuckel, und daher das Haus mit keinem anderen zu verwechseln.

Der Doktor Gosse hatte in Berlin studirt und kam jetzt aus einer größeren Stadt, in der er als Compagnie-Chirurgus seiner Militairpflicht genügt hatte; man konnte daher nicht sagen, daß er mit jener kleinstädtischen Blödigkeit und Befangenheit behaftet war, die sich in späteren Lebensverhältnissen

selten oder nie ablegt; trotzdem schnürte ihm aber eine gewisse Beängstigung das Herz zusammen, als er die Hausthür leise hinter sich zumachte und auf dem, sauber mit Sand gestreuten, Flur stand, auf welchem noch keine einzige Fußspur sichtbar war. — Er blieb einen Augenblick stehen und dachte unwillkürlich an die Mittheilungen des Barbiers:

„Das muß eine eigenthümliche Familie sein!" murmelte er leise vor sich hin. „Mir ist ungefähr so zu Muthe, als wenn man die erste Schwimmstunde hat und mit der Leine um den Leib in's Wasser springen soll. — Ich glaube, ich habe Gänsehaut über dem ganzen Körper. — Ach was?" fuhr er nach einer kleinen Pause fort, indem er seine erschlafften Lebensgeister aufrüttelte. „Man muß die Sache humoristisch nehmen. Eine genügende Portion Selbstvertrauen, mit einer entsprechenden Dosis von Liebenswürdigkeit vermischt, kommt fast immer zu einem glücklichen Resultat. — Frisch gewagt ist halb gewonnen! — Wenn die Leute merken, daß man sich vor ihnen fürchtet, ist man so gut wie verloren; deshalb muß man im Gegentheil zu im=

poniren suchen, so viel man kann. — Vorwärts also gegen die feindlichen Schanzen!" —

Mit diesen zu sich selbst gesprochenen Worten schritt der Doktor Gosse furchtlos über den sauber gestreuten Sand und stieg mit leichten, beflügelten Tritten die Treppe zu der bürgermeisterlichen Wohnung empor. —

Oben angekommen warf er einen Blick der Orientirung auf seine neue Umgebung.

„Keine Klingel!" sagte er vor sich hin. „Das muß in kleinen Städten wohl noch nicht Mode sein. — Aha! Da steht ja die Küchenthür offen; da wird auch wohl ein dienstbarer Geist sein, der mich anmelden kann." —

Mit diesen Worten schritt er auf den Zehen zu der Küchenthür und warf einen forschenden Blick in den inneren Raum. —

„Niemand da," setzte er sein leises Selbstgespräch fort. „Das ist wirklich schwer hier herein zu kommen. — Ach was!" murmelte er weiter, nachdem er noch einige Minuten gewartet hatte. „Da wo das Schild ist und wo die beiden Ueberschuhe stehen wird wohl die Bureaustube sein und, da Niemand

hier ist, den ich fragen kann, werde ich unangemeldet eintreten. Es ist mir übrigens schon häufig passirt, daß die Büreaumenschen grob gegen mich geworden sind, wenn ich anklopfte.... weil es ihnen zu unbequem ist „Herein!“ zu sagen .... setzen wir uns also keiner Grobheit aus, sondern treten wir ein als reiner Geschäftsmann. — Man muß sich vor allen Dingen den ersten Eindruck nicht verderben.“ —

Mit diesen Worten faßte er einen herzhaften Entschluß, legte schnell seinen Paletot über das Treppengeländer, ergriff mit der rechten Hand die Klinke der Thür und wollte dieselbe nach innen hineindrücken. — Obgleich er, bei der ersten Bewegung, fühlte, daß die Thür weder verschlossen noch verriegelt war, so empfand er doch, von der andern Seite her, einen Gegendruck, beinahe als wenn die Thür von innen zugehalten würde. — Da der Doktor jedoch einmal im Zuge war, verdoppelte er seine Kraftanstrengung, drückte die Thür auf, wobei er ein schurrendes und knurrendes Geräusch von innen hörte, und trat dann, die Klinke noch immer

in der rechten Hand behaltend, mit einem Schritt in das Zimmer.

„Ist der Herr Bürgermeister Zipfel zu Hause?" fragte er ziemlich laut, als er sich überzeugt hatte, daß kein Mensch in der Stube anwesend sei.

„„Allerdings!"" antwortete ein dünnes, sich räusperndes Stimmchen ganz in seiner Nähe, „„allerdings bin ich zu Hause. Wer sind Sie und was wollen Sie?""

Der Doctor sah sich verwundert nach allen Seiten um und, da er kein lebendes Wesen erblickte, sagte er etwas verlegen:

„Entschuldigen Sie, ... aber mit wem habe ich eigentlich die Ehre?" ...

In diesem Augenblick empfand der Doctor, der noch immer die Klinke der weitaufgerissenen Thür in der Hand hielt, wiederum den Gegendruck von der anderen Seite und, im nächsten Moment, quetschte sich, zwischen Thür und Ofen hindurch, ein alter Mann, der unter seinem gestreiften Kattunschlafrock etwas sehr Dickes ängstlich zu verbergen schien.

„„Ich bin der Bürgermeister Zipfel,"" sagte der alte Mann, mit einer seltsamen Mischung von Ver-

legenheit und ungeduldiger Hast. Wer sind Sie und was wollen Sie?" "

Der Doctor war einen Augenblick sprachlos vor Erstaunen und Ueberraschung.

„Donnerwetter!" sagte er zu sich selber. „Wie ist denn Der da hinter die Thür gekommen? Da habe ich am Ende mit all meiner künstlichen Berechnung einen schlechten ersten Eindruck hervorgebracht. — Das muß gleich wieder gutgemacht werden!" —

Nach diesem gedankenschnellen Selbstgespräch zog der Doctor sein Antlitz in liebenswürdige Gesellschaftsfalten, schloß mit einer galanten Bewegung die noch immer offne Thür, machte dann vor dem Bürgermeister ein tiefes Compliment, trat dicht an ihn heran und schrie mit einer Stimme, daß man es unbedingt drüben beim Schuhmacher hören konnte:

„Ich bin der Doctor Gosse und wollte mir die Ehre geben Ihnen meine pflichtschuldige Aufwartung zu machen!!"

Der Bürgermeister wich erschrocken einen Schritt zurück und machte eine Bewegung, als wenn er mit beiden Händen nach den Ohren fahren wollte, dann schien er sich aber plötzlich zu besinnen, daß

er den dicken Gegenstand unter dem Schlafrock festhalten müßte, damit derselbe nicht auf die Erde falle. Er legte deshalb seine beiden Hände über die auswuchsartige Erhöhung, raffte in der Eile den ganzen Vorrath seiner Würde zusammen, trat dann ebenfalls nahe an den Doktor heran und schrie, daß ihm zweimal die Stimme überschnappte:

„„Ist mir angenehm!! — Kann Sie aber jetzt nicht empfangen!!““

„Alle Wetter!“ sagte der Doktor zu sich selbst, indem er beinahe bis an die Thür retirirte. „Der schreit ja wie ein Zahnbrecher. Leute, die nicht hören können, pflegen doch sonst, im Gegentheil sehr leise zu sprechen.“ — Dann faßte er sich aber schnell wieder, machte ein verbindliches Gesicht und schrie, was das Zeug halten wollte:

„Sie sind zu gütig! — Wollte mich Ihnen auch nur vorstellen!!! — Und mich Ihrer Gunst und Protection empfehlen!!!“ —

Der Bürgermeister sah den Doktor mit einem Blick an, als wisse er nicht recht, ob er es mit einem vernünftigen Menschen oder mit einem Verrückten zu thun habe:

„Der gute Mann denkt, weil er nicht hören kann, müssen alle andere Menschen auch taub sein!"" dachte er in seinem Innern; „„oder es wäre auch eine Möglichkeit, daß er mich zum Besten haben wollte, ah! das wäre aber stark .. mich, den Bürgermeister!"" —

Bei dieser bloßen Muthmaßung sträubten sich die wenigen weißen Haare auf seinem blanken Schädel, sein Auge nahm den Ausdruck höchster Strenge und imponirender Würde an, die kleine Gestalt reckte sich um einige Zoll höher empor und dann schrie er mit der ganzen Kraft seiner Lunge:

„„Ich bin der Bürgermeister Zipfel!!! — Verstehen Sie mich!!?? — Ich höre jedes Flüstern in der ganzen Stadt . . . sogar jedes unausgesprochene Flüstern!!!! — Verstehen Sie mich!!!?? — Jetzt muß ich in die Magistratssitzung!!! — Guten Morgen!!!!"" —

Nach diesen stoßweise herausgeschrieenen Worten, warf der beleidigte Bürgermeister noch einen Blick voll Hoheit und Würde auf den ganz verdutzten Doktor und schritt dann, den dicken Gegenstand

unter seinem Schlafrock sorgsam festhaltend, pathetisch zur Flurthür hinaus. — In der Küche angekommen holte er die Stiefel unter seiner Morgenbekleidung hervor, zog sie mit ängstlicher Hast über die kurzen wollenen Strümpfe, vollendete seine Toilette mit den Sachen, die über dem Fußende am Bett Christianens hingen und ging dann, die Ueberschuhe in der Eile ganz vergessend, mit einem geputzten und einem ungeputzten Stiefel, über den frischgestreuten Sand auf die Straße hinaus zur Magistratssitzung. — —

Der Doktor war durch die heftige Anrede des Bürgermeisters dermaßen verdutzt geworden, daß er gänzlich vergaß ihm, bei seinem plötzlichen Scheiden, Adieu zu sagen, sondern ihm mit offenem Munde und weitaufgesperrten Augen eine Weile nachstarrte. Endlich erholte er sich aber wieder von dem gehabten Schrecken und, mit einem eigenthümlichen Lächeln die Achseln zuckend, murmelte er vor sich hin:

„Daß ist wiederum die neue Bestätigung einer alten, ärztlichen Erfahrung und menschlichen Beobachtung überhaupt: Kein Mensch kann es vertragen, wenn man eine geistige oder körperliche Schwäche

an ihm bemerkt: Der Unpünktliche stellt seine Uhr falsch, um uns zu beweisen, daß er pünktlich sei; der Blinde hebt, wie zufällig, eine Stecknadel, die er selbst vorher dort hingelegt hatte, vom Boden auf, um uns weiß zu machen, wie vorzügliche Augen er habe, und dieser gute, alte Bürgermeister, der taub ist wie eine Nuß, will mir einbilden, daß er jedes Flüstern in der ganzen Stadt höre. — O Eitelkeit der Menschen; du bist schwerer zu bekämpfen und zu besiegen, als der große Napoleon mit seiner großen Armee. — Das Schlimmste bei der Sache ist aber, daß ich wahrscheinlich keinen guten, ersten Eindruck gemacht habe. — Bah! — Wir werden das nächste Mal die Scharte auszuwetzen suchen." —

Mit diesen Worten wollte er eine Wendung machen, um seinen Rückzug anzutreten, als sich die Thür des Nebenzimmers öffnete und zwei weibliche Gestalten in derselben sichtbar wurden:

„Alle Wetter!" sagte der Doktor, schnell wieder Front machend, zu sich selbst. „Alle Wetter! da ist die Mutter mit der Tochter! — Mein guter Genius verläßt mich nicht; jetzt werden wir doch noch zum Siege gelangen." —

Er ließ deshalb die linke Hand mit dem blankgebürsteten Hut malerisch herabhangen, während er die Rechte, wie ein Schauspieler, der herausgerufen wird, verbindlich auf die Stelle des Leibrocks legte, unter der das Herz schlägt.

Die beiden Damen hatten jetzt ihre Morgentoilette beendet, resp. vervollständigt und glänzten in aller Pracht und Farbenschönheit. Mutter Röschen hatte noch eine kokette Morgenhaube auf das dunkle Haar gesetzt und Suschen, das Kind, trug ein weißes, kurzes Kleidchen, daß um die Taille herum, von einer rosa Schärpe malerisch umschlungen ward. — Da Beide natürlich jedes Wort der überlaut geführten Unterhaltung im Nebenzimmer gehört hatten, war ihre Neugier dermaßen angestachelt worden, daß sie ihre Toilette beeilten und jetzt gerade noch zur rechten Zeit in's Zimmer traten, um den räthselhaften Fremden noch in Augenschein zu nehmen.

Mutter Röschen erwiederte den stummen Gruß des Doktors mit einer graciösen Verbeugung, während das Kind sittsam und verschämt die Augen niederschlug und die sanft erröthende Nase auf den Busen

niedersenkte, der ganz bestimmt gewogt haben würde, wenn er nicht zu den imaginairen Größen gehört hätte.

Mutter Röschen lud den Doktor, mit einer freundlichen Handbewegung ein, auf einem Stuhl, der dicht neben dem Sopha stand, Platz zu nehmen, während sie selbst sich nachlässig in die, jenem Stuhl zunächst befindliche, Sophaecke warf und Suschen, im Uebermaße von Verlegenheit und Zerstreuung, anstatt sich neben ihre Mutter zu setzen, einen Stuhl nahm und denselben dicht an des Doktors Seite stellte, so daß dieser jetzt zwischen den beiden Damen eingeklemmt war. —

„Wir sind so glücklich den neuen Herrn Doktor vor uns zu sehen?“ begann die Frau Bürgermeisterin sehr laut sprechend endlich die etwas verlegene Pause.

Der Doctor senkte verbindlich den Kopf und legte noch einmal die rechte Hand auf die Stelle des Leibrockes, unter der das Herz schlägt, warf aber zugleich einen ängstlichen Seitenblick auf Suschen, die ihm ganz unvermerkt noch etwas näher

gekommen war und jetzt beinahe mit ihrer Nasenspitze seine Schultern berührte. —

„Er hat mich nicht verstanden," sagte die Bürgermeisterin zu sich selbst, weil der Doctor nicht antwortete; „er hört aber wirklich sehr schwer." Dann bog sie den Kopf noch mehr zu ihm hinüber und wiederholte mit verstärkter Stimme:

„Wir sind so glücklich den neuen Herrn Doctor vor uns zu sehen?"

„„Ich weiß gar nicht weßhalb die auch so schreit", dachte der Doctor, indem er einen noch ängstlicheren Seitenblick nach Suschen wandte, weil er jetzt ihre Nasenspitze ganz deutlich auf seiner Schulter gefühlt hatte. Er rückte ein klein wenig auf seinem Stuhl nach links, also noch näher an die Frau Bürgermeisterin heran, und wollte eben eine schmeichelhafte Erwiederung auf deren freundliches Compliment machen, als er, dicht vor seinem rechten Ohr, die hellen, durchdringenden Worte hörte:

„Mama fragt, ob wir so glücklich sind, den neuen Herrn Doktor vor uns zu sehen?!!!" —

Der arme Gosse machte einen Satz auf seinem Stuhl und starrte ganz entsetzt die Tochter zu seiner

Rechten an, die ihm bereits wiederum etwas näher gekommen war.

„„Gott steh' mir bei!"" seufzte er inwendig; „„die schreit auch . . . und dabei rückt sie mir immer näher auf den Leib . . sie wird doch nicht gerade jetzt ihren Anfall bekommen! Das wäre eine schöne Geschichte!""

Nach diesen innerlichen Stoßseufzern rückte er mit dem ganzen Stuhl noch weiter an die Frau Bürgermeisterin heran, wandte sich, so lieblich wie es ihm unter den obwaltenden Umständen möglich war, zu derselben um und begann mit etwas unsicherer Sprache:

„„Hochverehrte Frau"" . . . . .

Kaum hatte er jedoch die letzte Sylbe heraus, als er ein heftiges Kitzeln in der Nase fühlte, das mit entsetzlicher Geschwindigkeit zu den Gehirnnerven empordrang. Der in das Jabot gestreute Spaniol war durch das zweimalige Klopfen auf das Herz etwas in Aufruhr gekommen und machte jetzt mit seinen feinen, unsichtbaren Staubkörnchen, die nächstliegende Atmosphäre unsicher. — Der arme Doktor wollte mit Gewalt den kitzelnden Reiz unterdrücken

und begann daher noch einmal seine zierliche Anrede; allein schon bei der zweiten Sylbe wurde das Kribbeln so stark, daß sich seine Augen mit Wasser füllten und er jenen eigenthümlichen, pruschenden Ton von sich gab, von dem man manchmal nicht weiß, ob er ein unterdrücktes Lachen oder ein unterdrücktes Niesen bezeichnen soll. —

Der Doktor erschrak tödtlich über dieses ihm widerfahrene Unglück und richtete seine Blicke kläglich beobachtend, auf die Frau Bürgermeisterin, um sich zu überzeugen, was für einen Eindruck jener Ton auf sie gemacht habe.

Aber, o Schrecken! — Die Frau Bürgermeisterin war carmoisinroth im Gesicht, aus ihren Augen flossen helle Thränen, die Nasenlöcher zogen sich ängstlich in die Höhe, auf der Stirn bildeten sich krampfhaft zitternde Falten und ihre rechte Hand suchte ungeduldig nach dem Taschentuch, wahrscheinlich um sich dasselbe vor das Gesicht zu halten. —

„„Sie lacht mich aus!““ sagte der Doktor zu sich selbst. „„Ich habe aber auch ein merkwürdiges Unglück!““

In demselben Augenblick platzte aber die Bombe bei der Frau Bürgermeisterin und ein fnrchtbares Niesen erschütterte die Luft. —

„„Zur Gesundheit, hochverehr““ . . . sagte der Doktor, sich höflich verneigend, aber auch seine Stunde hatte geschlagen; der Kitzel bemächtigte sich mit einem Male sämmtlicher Gehirnnerven und eine donnerähnliche Explosion antwortete der Frau Bürgermeisterin, die schon wieder mit der Unterdrückung eines zweiten vulkanischen Ausbruchs kämpfte und endlich, ohne ein Wort zu sagen, aufstand und in das Nebenzimmer eilte, aus dem man alsobald eine nochmalige Salve ertönen hörte, welche der Doktor pflichtschuldig mit einer nicht minder energischen beantwortete.

Als er noch vornübergesunken da saß und theils das Vorübergehen des Orkans abwartete, theils über sein trauriges Geschick nachdachte, fühlte er eine leise, tupfende Berührung seiner rechten Schulter. —

Er wandte sich um und sah mit Schrecken wie Fräulein Suschen, die ihm wiederum näher gekommen war, den Mund öffnete und zwei Reihen spitzer, weißer Zähne sehen ließ:

„Gott sei mir gnädig!“ rief der Doktor, mit einem Satz vom Stuhl aufspringend und sich mehrere Schritte von Suschen entfernend, die sich nun ebenfalls erhob.

„Gott sei mir gnädig! — Fräulein, ist Ihnen vielleicht unwohl?““

„„Unwohl nicht . . . aber weh . . . um's Herz,““ hauchte das Kind; „„ach, so weh!““

„Da haben wir's!“ sagte Gosse zu sich selber, indem sich das Haar auf seinem Haupte sträubte. „Sie bekommt richtig ihren Anfall und ich Unglücklicher bin mit ihr allein!“ Dann, mit einigen geschickten Seitenschritten hinter den Tisch tretend, fuhr er zu Suschen gewandt fort:

„Warten Sie nur noch einen Augenblick, wenn es Ihnen möglich ist . . . ich werde Ihre Frau Mutter rufen . . . halten Sie nur die Hand vor den Mund, das hilft vielleicht . . . . vor allen Dingen regen Sie sich nicht auf . . die Selbstbeherrschung ist die Hauptsache dabei!“ —

„„O, weshalb ist Ihr Glaube nicht der meine?““ hauchte Suschen wehmüthig.

„Wie?“ fragte der Doktor, der nicht recht wußte, was er gehört hatte.

„„Ein Paar Tropfen Wasser auf Ihre Stirn würden alle Hindernisse beseitigen!““ fuhr Suschen schwärmerisch fort, indem sie dem Doktor wieder einen Schritt näher trat.

„Sie phantasirt schon vom Wasser,“ sagte Gosse zu sich selbst; „das Delirium beginnt . . . das ist eine schöne Situation, in der ich mich hier befinde.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und die Frau Bürgermeisterin trat wieder herein.

„„Hochverehrte Frau!““ wandte sich der Doktor sogleich an dieselbe. „„Stehen Sie Ihrer Fräulein Tochter bei . . . sie bekommt ihren Anfall . . . das Delirium hat bereits begonnen.““

„Wie?“ rief die Bürgermeisterin mit zornglühendem Gesicht. „Meine Tochter das Delirium!? — Gehen Sie, mein Herr! Verlassen Sie sogleich dieses Haus!“

„„Das werde ich auch!““ sagte der Doktor leise zu sich selbst. — Das ist eine vernünftige Frau . . . sie

will mich nicht damit incomodiren . . . will mir den Zustand der Tochter verbergen . . . das ist eine sehr vernünftige Frau . . . ich glaube, bei der habe ich einen guten Eindruck gemacht . . nun will ich ihr aber beim Scheiden noch einen Gefallen thun.““

Mit diesen Worten faßte er in die Rocktasche und holte die mit Spaniol gefüllte Dose heraus, die ihm der Hausknecht in der „sanften Taube“ gekauft hatte. Als er dieselbe jedoch öffnen wollte, fielen seine Blicke auf die Eva unter dem Apfelbaum, die auf dem Deckel abgebildet war, und mit einem blitzschnellen Ruck, damit die Frau Bürgermeisterin das verfängliche Gemälde nicht sehen sollte, drehte er die Dose um, öffnete sie und hielt dann, mit einem graciös einladenden Blick, der hohen Frau den nun umgekehrten Deckel hin.

Da aber bekanntlich der Deckel einer Dose bedeutend kleiner ist, als die Dose selbst, so verflüchtete sich sofort ein großer Theil des feinen Tabacks und stieg als leichte, hellgelbe Wolke in die Luft empor.

Die Bürgermeisterin warf einen vernichtenden Blick auf den unglücklichen Doktor; gleich darauf

begann sie convulsivisch zu niesen, der Doktor stimmte ein und, als er sich zufällig nach Suschen umblickte, öffnete diese auch gerade den Mund, um eine ähnliche Explosion loszulassen.

Der Doktor, der jedoch eine andere Befürchtung hegte, steckte schnell die noch offene Dose wieder in seine Rocktasche, machte einen großen Bogen um Suschen herum und ging niesend, Entschuldigungen stammelnd und Bücklinge machend zur Thür hinaus, warf sich draußen seinen Paletot um und eilte die Treppe hinunter, als wenn die wilde Jagd hinter ihm wäre. —

Als er bereits auf der Straße war und dem Gasthof zur „sanften Taube“ zuschritt, begegnete ihm der Barbier Lawendel:

„Nun?“ fragte der Intriguant. „Gut abgelaufen?“

„„Nein!““ sagte der Doktor, noch schaudernd vor den eben gehabten Eindrücken. „„Der Bürgermeister hatte keine Zeit und behandelte mich etwas ungnädig. — Die Bürgermeisterin scheint eine vernünftige Frau zu sein und ich glaube auch einen guten Eindruck auf sie gemacht zu haben; aber die

Tochter bekam gerade ihren Anfall und zuletzt schüttete ich meine Dose aus; das hat mir die ganze Campagne verdorben. — Sie sind ein braver Mensch; Sie haben mir die Wahrheit gesagt.""

Mit diesen Worten eilte der Doktor weiter. Der Barbier aber sah ihm mit einem schlau lächelnden Blicke nach und murmelte vor sich hin:

„Bravo, Meister Lawendel! Du wirst der Schlange das Haupt zertreten!" —

Und dann wandte er sich wieder um und lief in seinem gewohnten Hundeträbchen die Straße hinunter, um die Saat weiter zu säen, die bis jetzt so erfreulich aufgegangen war.

Siebentes Kapitel.

Die Abend-Ressource.

Jud' ist Jude!
Lessing.

Jedoch das Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn!
Schiller.

Als der Doktor wieder in seiner Stube in der „sanften Taube“ anlangte, war er von dem langen Aufenthalt in dem kalten Zimmer des Bürgermeisters und von den, in demselben erlittenen Schreckwirkungen, körperlich und geistig erstarrt. Sein ganzer Körper schauderte, seine Zähne klappten aneinander und als er Hut und Mantel auf das Sopha geworfen hatte, sprang er mit einem Satz zum Ofen, machte sich die Rock-

schöße hinten auseinander und legte die beiden flachen Hände an die Kacheln. Kaum aber hatte er diese berührt, als er auch in demselben Moment mit einem lauten Aufschrei sich schleunigst wieder vom Ofen entfernte, zum Fenster lief und das Innere seiner Hände aufmerksam betrachtete:

„Ich habe mich scheußlich verbrannt!" sagte er zu sich selbst, „das fehlte mir noch zu allem meinem sonstigen Unglück. Wie kann man auch einen Ofen so überheizen!?" —

Bei diesen Worten schauderte sein ganzer Körper wieder fröstelnd zusammen:

„Es ist merkwürdig," setzte er sein Selbstgespräch fort; „Der Ofen pustet und die Stube ist kalt wie ein Eiskeller; der Hauch kommt mir ja wie ein Morgennebel aus dem Munde." —

Dann befühlte und betrachtete er wieder das Innere seiner Hände und reflectirte weiter:

„Hier in Posemuckel giebt es nichts als abnorme Erscheinungen. — Wenn man sich wo anders verbrennt, pflegt man doch Brandblasen zu bekommen; aber hier scheint man eine Ausnahme von dieser

Regel zu machen. — Meine Hände sind zwar roth, aber sie schmerzen mich gar nicht mehr. — Merkwürdig!" —

Mit diesen Worten ging er noch einmal zum Ofen und legte vorsichtig die rechte Hand an die Kacheln:

„Das ist nicht übel!" sagte er. „Ich glaubte, der Ofen wäre glühend und er ist im Gegentheil kalt wie ein Stück Eis. Das bringt aber bekanntlich im ersten Augenblick dieselben Wirkungen hervor. — Die Extreme berühren sich. — Wenn man das kalte Eisen eines Schlittschuhes anfaßt, so hat man ganz dieselbe Empfindung, als wenn man ein rothglühendes Metallstück berührt. — Aber es ist hier zum Erstarren . . ich werde einheizen lassen."

Er ging zu der Klingelschnur, die trübselig neben der Thür hing, und setzte dieselbe, eine halbe Minute lang, in die heftigste Bewegung. — Durch das vorhin erhaltene Trinkgeld geschmeidig gemacht, erschien auch in merkwürdig kurzer Zeit der Hausknecht, rieb sich die schwarzen Hände an der blauen Schürze und blickte den Doctor freundlich grinsend an.

„Heizen Sie schnell ein!“ sagte dieser; „es ist ja eine abscheuliche Kälte hier.“ —

Der Hausknecht kratzte sich mit der rechten Hand hinter dem Ohr, so daß das fettige Käppsel sich verschob und grinste weiter.

„Sollte der auch, während meiner Abwesenheit, taub geworden sein?“ dachte der Doctor bei sich. „Für möglich halte ich hier Alles.“ — Dann trat er näher an den Hausknecht heran und sagte mit erhobener Stimme:

„Sie sollen einheizen! Haben Sie mich nicht verstanden?“

„„Ja ja!““ sagte der Hausknecht; „„ich hab's schon gehört, aber““ ...

„Nun, was aber?“

„„Ja, sehen Sie,““ fuhr der Hausknecht fort, „„das ist eine eigene Sache““ ...

„Nun, wie so denn?“ schrie der Doctor ungeduldig; „kann man denn hier nicht heizen?“ —

„„Ja ja!““ sagte der Andere in belehrendem Ton; „„sehen Sie, das kann man schon .... aber, wissen Sie, bei diesem Westwind raucht es dann

so im Zimmer, daß Sie es nicht fünf Minuten d'rin aushalten können.""

„Das ist ja 'ne tolle Geschichte," sagte der Doctor, indem er anfing die Arme um den Leib zu schlagen, wie es die Rekruten thun, wenn: „Warmmachen!" commandirt wird. „Also, da ist es unmöglich?" ....

„„O nein!"" fuhr der Hausknecht in docirendem Tone fort. „„Sehen Sie, wenn Sie warten, bis der Wind 'rum geht, dann"" ....

„Und wann eher glauben Sie denn, daß er 'rumgehen wird?" fragte der Doktor, sich noch immer mit den Armen peitschend.

„„Nun, sehen Sie,"" sagte der Hausknecht mit tiefnachdenklichem Gesicht, „„nach dem hundertjährigen Kalender werden wir in drei Wochen Nordwind haben; dann kann man ganz ohne Gefahr heizen.""

„I, da hol' Euch der Teufel!" schrie der Doctor empört. „Wenn ich hier drei Wochen im ungeheiztem Zimmer wohnen soll, bin ich längst erfroren, wenn der Nordwind kommt. — Heizt denn, wäh-

rend des Westwindes, hier kein Mensch in Posemuckel?" —

„„O ja, sehen Sie!"" docirte der Hausknecht weiter. „„In den anderen Häusern sind im Schornstein Vorrichtungen angebracht, daß der Wind den Rauch nicht herunterdrücken kann; aber, sehen Sie, wir haben das hier nicht."" —

„Aber weshalb denn nicht, zum Donnerwetter?" schrie der Doctor, dem jetzt begann die Geduld zu reißen.

„„Ja, sehen Sie; die Wirthin sagt, es logirte ja hier Niemand und da könnte sie die Kosten sparen,"" antwortete der Hausknecht mit überzeugter Miene.

„Das ist ja eine Satanslogik!" rief der Doctor. „Es logirt hier Niemand, weil sie die Vorrichtung nicht hat machen lassen; so steht die Sache. — Das Klagen kann mir übrigens jetzt nichts helfen. Morgen suche ich mir eine eigene Wohnung, wo die bewußte Vorrichtung im Schornstein angebracht ist. — Wann eher wird hier zu Mittag gegessen? —

Der Hausknecht machte ein dummes Gesicht:

„„Die Wirthin, die Guste und ich, wir essen

um Zwölf,"" sagte er, indem er den Doctor verwundert ansah.

„Nun, und die Fremden?" fuhr dieser fort.

„„Für die Fremden wird hier nicht gekocht,"" entgegnete der Hausknecht in demselben verwunderten Ton. „„Es kehren ja hier niemals welche ein und deshalb sagt die Wirthin, es bleibe ihr ja doch nur Alles stehen.""

„Himmlische Gerechtigkeit!" schrie der Doctor, indem er das Warmmachen unterbrach und sich mit beiden Händen in die Haare fuhr. „Soll man denn hier auch noch verhungern? — Dann werde ich wo anders essen! — Wo ist denn hier eine Table d'hôte?" —

„„Was für ein Ding?"" fragte der Hausknecht verwundert.

„Eine Table d'hôte!" schrie Gosse. „Ein Ort, wo mehrere Menschen, die keine Familie haben, zusammen Mittag essen?"

„„Solche Menschen giebt's hier nicht,"" erwiederte der Hausknecht lächelnd. „„Sie meinen solche junge Leute, die hier eigentlich nicht zu Hause sind und Niemanden angehören. — Nein! — Solche

Menschen giebt's hier nicht — Ja.... doch!"" fuhr er nach kurzem Nachdenken fort, „„der eine Postsecretair, der ißt bei dem Schlächter, wo er zur Miethe wohnt, und dann haben wir noch den sogenannten „Wackelpeter," der früher Kornschipper war und dem einmal ein Sack auf den Kopf gefallen ist, wovon sein ganzer Körper jetzt so schlottert; ja, sehen Sie, das ist der zweite, der eigentlich Niemanden angehört; der bettelt sich sein Mittag immer zusammen.""

„Also ein Mensch, wie ich zum Beispiel, kann eigentlich hier gar nicht Mittag essen und muß elendiglich verhungern?" schrie der Doctor, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf und niederrannte.

„„Nun, das eben nicht, sehen Sie,"" fuhr der Hausknecht gutmüthig fort. „Wenn Sie sich eine eigene Wohnung nehmen, müssen Sie sich erst erkundigen, ob Sie die Wirthin will mit an ihrem Tisch essen lassen; aber es wird schwer halten... und ich möchte Ihnen beinahe nicht dazu rathen... denn, sehen Sie... die Männer trinken hier alle gern ihren Schnaps und bekommen dann manchmal solche eigenthümliche Phantasien... sehen Sie, wenn

Ihnen nun Einer einmal die Wassercaraffe auf dem Kopf entzwei schlüge, das wäre Ihnen doch nicht angenehm, nicht wahr?"" —

„Mag den Teufel!" schrie der Doctor außer sich. „Ich will mein Testament machen . . . hier kann Einem alle Tage etwas Menschliches passiren . . . sein Testament wird man doch wenigstens hier machen können!" —

„„O ja, das können Sie ganz bequem hier haben,"" fuhr der Hausknecht fort, „„aber sehen Sie, Sie können hier auch sehr schönes Abendbrot bekommen, wenn Sie davon sonst ein Liebhaber sind."" —

„Wo?" rief der Doctor, indem er plötzlich sein unruhiges Hin- und Herlaufen unterbrach und vor dem Hausknecht stehen blieb. „Wo giebt es Abendbrot?"

„„Da gerade gegenüber, in der Bürger-Ressource!"" sagte der Hausknecht, indem er mit dem Doctor an's Fenster trat. „„Sehen Sie, in dem gelben Hause dort, wo unten die Colonnaden sind. Da unten rechts, der Essighändler Zieme, das ist der Wirth, ein wohlhabender Mann; denn er hat auch außerdem die Rathswage gepachtet und ver-

dient ein schönes Geld dabei, wenn der Taback aus der ganzen Umgegend hier abgewogen wird. — Na, man kann's ihm auch ansehen, denn der kleine, alte Kerl ist so dick und rund wie ein Gummiball und macht immer ein stillvergnügtes Gesicht, als ob er sich über die ganze Welt freute. — Die bösen Zungen sagen, das käme daher, weil er immer ein Bischen im Dusel wäre und das mag so ganz unrecht nicht sein; denn, wo er nur dazu kommen kann, schmeißt er einen kleinen Kümmel 'runter; aber er richtet es immer so ein, daß es die Leute nicht sehen; denn das ist ihm unangenehm, und wenn es wirklich 'mal Jemand bemerkt hat, dann schämt er sich und wird so blöde wie ein kleines Kind. Dann sieht er zu possierlich aus, wenn er mit den kleinen, fettigen Augen zwinkert und so thut, als wenn er bloß 'mal hätte nachsehen wollen, ob das Glas auch rein wäre."" —

„Also bei dem kann man Abendbrot essen?" unterbrach der Doctor den geschwätzig werdenden Hausknecht. „Wann eher fängt die Ressource an?"

„„Um puncto sieben;"" erzählte der Hausknecht weiter. „„Um sechs Uhr können Sie von hier aus

sehen, wenn die dicke Hanne Feuer auf dem Herd anmacht, da unten, das vergitterte Kellerfenster, das ist die Küche. — Da riecht es 'mal schön, wenn man des Abends vorbeigeht! — Die dicke Hanne kocht ausgezeichnet und hat sich auch einen netten Groschen gespart ... ich wäre auch nicht abgeneigt gewesen ein Verhältniß mit ihr anzufangen ... aber die Leute munkeln so 'was, daß der alte Zieme ... Sie verstehen mich wohl ... und das mag man doch nicht gern ... und, wissen Sie, mit der Guste ist mir das hier im Hause auch bequemer"" ...

„Also da kann man Abendbrot essen!" rief der Doctor zum dritten Mal, ohne von der Erzählung des Hausknechts Notiz zu nehmen. „Gut! dann werde ich bis sechs Uhr schlafen und um sieben auf die Ressource gehen. Rufen Sie die Guste, daß sie mir das Bett macht!" —

Der Hausknecht schüttelte pfiffig lächelnd den Kopf:

„„Die Guste kommt nicht mehr 'rauf, wenn Sie oben sind,"" sagte er mit dem rechten Auge zwinkernd. „„Sie sind ihr zu gefährlich, hat sie gesagt

... mit solchem Vocativus wollte sie nichts zu thun haben, hat sie gesagt.""

„Mir auch recht!" schrie der Doctor. „Ich wundere mich in Posemuckel über nichts mehr und will künftig ganz zufrieden sein, wenn mich die Leute nicht beißen oder mir Wasserflaschen auf dem Kopf entzwei schlagen. — Man muß Gott für Alles danken und hier noch mehr, als anderswo. — Ich gehe jetzt zu Bett. — Um sechs Uhr kommen Sie 'rauf und wecken mich." —

„„Schön, Herr Doctor!"" sagte der Hausknecht, indem er aus der Thür schritt. „„Ich wünsche eine recht angenehme Ruhe."" —

„Danke!" rief der Doctor in komischer Verzweiflung. Dann warf er mit Windeseile seinen Staatsanzug ab und sprang mit einem Satz seufzend in das Bett, das, wie ein Echo, den dumpfen Klageton des vielgeprüften Mannes wiederholte. — Lassen wir ihn ruhen und Kräfte sammeln, denn er ist noch nicht am Ende seiner Leiden. —

Der Abend hatte sich bereits seit mehreren Stunden auf Posemuckel herabgesenkt. Auf den Straßen war es wieder dunkel und kalt und der durchdrin=

gende Westwind pfiff seine klagende und ächzende Melodie und klopfte und rüttelte an der alten Laterne am Markt, daß die trübe Oelflamme in ihrem Glaskäfig oft so ängstlich und ohnmächtig zusammenzuckte, daß man kaum glaubte, sie werde sich wieder zu neuem Emporflackern erheben. —

In den meisten Häusern sah man hinter den trüben Scheiben schon den schmutzigrothen Schein eines trüben Lichtes brennen; die Handwerker legten ihr Arbeitszeug beiseit und die faulen Ackerbürger hatten längst Feierabend gemacht und saßen träumend in dem alten, schwarzen Sorgenstuhl am Ofen, indem sie von Zeit Zeit den umflorten Blick nach der melancholisch tickenden Wanduhr richteten, um zu sehen, ob nicht bald die ersehnte Stunde schlagen würde, wo sie in ihrem Wirthshaus Gesellschaft träfen. — Die Frauen saßen am Tisch und strickten, schweigend und maschinenmäßig, an einem langen, grobwollenen Strumpf und die Töchter thaten dasselbe, obgleich minder schnell, minder gleichmäßig, minder automatenartig. — Ein Mädchen hat noch immer mehr zu denken, oder mehr zu träumen, als eine Frau. — Die Letztere träumt

nur noch des Nachts oder auch da nicht einmal. — Am Tage ist sie, von dem Augenblick des Erwachens an, eine Art Pendel, der das Räderwerk des einförmigen, sich ewig wiederholenden, Daseins in die ewig gleichmäßigen Rotationen versetzt. Durch die die ewige Sorge um Dasselbe und durch das ewige Denken Desselben verlieren die Frauen allmälig die Fähigkeit des Denkens und des Urtheils für alle Verhältnisse, die außerhalb jener engbegrenzten Sphäre liegen, in der sie sich täglich, verdummt und verdummend, bewegen. Eine solche Frau hat eigentlich mit dem Leben abgeschlossen, wenn sie ein Jahr verheirathet gewesen ist. — Was soll ihr dann noch Neues passiren? — Sie ist in die Schule gegangen, hat ihren Katechismus gelernt, ist eingesegnet worden, ist Mädchen gewesen, hat von Diesem geträumt und von Dem, hat einen Mann genommen, von dem sie nicht träumte, hat sogenannte Flitterwochen gehabt und ein Kind bekommen. — Was soll ihr nun wohl noch Neues passiren? — Etwas Angenehmes schwerlich und das Unangenehme verliert durch sich selbst den Reiz der Neuheit. — Der Mann hat sich das Trinken ange-

wöhnt und sie ist schon froh, wenn er nicht zankt, und am frohsten, wenn er gar nicht zu Hause ist. — So verstreichen die Tage, so verstreicht das Leben, indem sie immer von derselben häuslichen Beschäftigung zur andern geht, immer rund um, immer rund um, bis sie endlich das Gleichgewicht verliert und in's Grab sinkt. —

Die Mädchen aber träumen noch, und namentlich gern des Morgens im Bett oder des Abends am Ofen. Sie sehen das Leben vor Augen, das die Mutter führt, sie sehen das Leben vor Augen, das alle anderen Bürgerfrauen im Städtchen führen; aber es wäre doch eine Möglichkeit, daß das Schicksal mit ihnen eine Ausnahme machte, daß eine gewisse Traumgestalt sich verwirklichte und sie bei der Hand faßte und zum Altare führte. Es wäre doch eine Möglichkeit, daß er ihr immer gut bliebe und sich nicht das Trinken angewöhnte und nicht spät in der Nacht zu Hause getaumelt käme und mit ihr schimpfte und zankte, sondern, wenn der Wächter riefe, alle Abend still mit ihr zusammen zu Bette ginge . . . ach, es wäre doch eine Möglichkeit . . . und das Bischen Hoffnung in diesen Worten ist so

schön! — — Deßhalb stricken die Töchter minder schnell, minder gleichmäßig, minder automatenartig als die Mütter, denen das Bischen Hoffnung schon genommen ist von der grausamen Realität des Lebens. —

Endlich schlägt die siebente Stunde, in schweren, müden Klängen von dem Rathhausthurm herab; die Handwerker und Bürger erheben sich stöhnend aus dem schwarzen Sorgenstuhl am Ofen, ziehen sich den Rock über die bunte Unterjacke, nehmen einen alten Mantel um, stülpen den Hut auf und stolpern zur Stubenthür hinaus. In demselben Augenblick hört man die Hausfrau erleichtert Athem holen und die Tochter läßt den Strickstrumpf in den Schooß sinken und beginnt mit der Mutter ein Gespräch. Das ist die schönste Zeit des Tages. —

Mit dem ersten Glockenschlage der siebenten Stunde sehen wir auch die Hausthür der „sanften Taube" sich knarrend öffnen und den Doctor Gosse mit beschleunigten Schritten über die Straße nach dem gelben Hause mit den Colonnaden drüben gehen. Er hatte gewiß großen Hunger, denn er gönnte sich nicht einmal die Zeit, die großen Löcher zu vermei-

den, die, durch ausgebrochene Steine, in dem Straßenflaster entstanden waren, so daß er mehrere Male nahe daran war niederzuschlagen. Nachdem er einige kleine Salto-Mortales gemacht, langte er jedoch glücklich auf der andern Seite der Straße an und trat unter die dunkelen Colonnaden, in denen eine totale Finsterniß herrschte: —

„Wenn ich nur erst die Thür hätte!" murmelte der Doctor vor sich hin. „Es gehört jedenfalls eine nicht unbedeutende Lokalkenntniß dazu, um sich hier in dieser Dunkelheit zurechtzufinden. — Aha! da habe ich etwas Kaltes und Eisernes in der Hand. — Das wird die Thürklinke sein. — Nein . . doch nicht . . das ist ja eine Kette . . und ein Haken . . . alle Wetter! das ist die Rathswage. — Wenn mir die auf den Kopf gefallen wäre, würde ich wahrscheinlich genug gehabt haben . . . während mich jetzt hungert wie einen sibirischen Wolf. — Aha! — Jetzt habe ich aber die Klinke. — Gott sei Dank!" —

Mit diesen Worten öffnete der Doktor die schwere Thür und trat auf einen großen, matt erleuchteten Flur:

„Wo mag denn die Ressource nun sein?“ setzte der Doctor sein Selbstgespräch fort. „Ich glaube, man folgt dem alten, deutschen Rath und geht der Nase nach. — Hier ist zum Beispiel eine Thür . . . nein . . . das kann die Ressource nicht sein . . . das ist der Essigladen . . aber weiter ist doch hier kein Eingang . . . . oder sollte es hinten auf dem Hofe sein? – In Posemuckel halte ich Alles für möglich.“ —

Während der Doctor noch auf dem halbdunklen Flur umhertappte, öffnete sich die Straßenthür, ein scharfer Luftzug drang auf den Flur, dann fiel die Thür laut dröhnend wieder in's Schloß und ein Mann trat herein, der aussah, als wenn er Alexander von Humboldts Universal-Lehrer gewesen wäre. Ich will damit nicht gesagt haben, daß er Methusalems Alter hatte; denn er war vielleicht erst in der zweiten Hälfte der Vierzige; aber sein breites, eigentlich ordinaires Gesicht gab sich einen solchen Anschein von tiefer Gelehrsamkeit und blickte so gewaltig denkend und wichtig darein, daß man bei seinem Anblick unwillkürlich in die Versuchung kam, den Hut abzunehmen und demüthiglich zu sprechen:

„Verzeihen Sie, hochgelehrter Herr, daß ich Schafskopf es wage ein und dieselbe Luft mit Ihnen einzuathmen." — Nicht allein die Mienen, sondern auch jede Bewegung des Mannes strahlte eine solche Fülle von Weisheit, daß Einem ganz schwindlig in seiner Nähe wurde, und sogar sein Gang sah aus, als wenn ein Zirkel eine Promenade machte und dabei die schwierigsten mathematischen Figuren in den Sand zeichnete. —

Als der gelehrte Mann vor dem Doctor vorbeiging, sah er denselben, von oben bis unten, mit einer Miene unaussprechlicher Geringschätzung an; dann schien ihm jedoch plötzlich etwas einzufallen; er ließ durch die Nase einen eigenthümlich pfeifenden Lüftzug gehen, um den Mundwinkel herum spielte ein vernichtender Hohn und er schritt an dem Doctor vorbei und die Treppe hinauf, wie ein indischer Brahmine, der einem Paria ausweicht. —

„Das ist schon wieder ein verrückter Kerl!" murmelte der Doctor, als er den Gelehrten aus dem Gesicht verloren hatte. „Der permanente Westwind scheint hier allen Leuten den Gehirnkasten verschoben zu haben. — Dieser Herr hat sich aber wenigstens

das Verdienst um mich erworben, mir den Weg zum Ressourcen-Lokal gezeigt zu haben. Es war wirklich Zeit; denn mein Magen läutet förmlich Sturm in meinem Leibe. — Also da die Treppe hinauf geht's. — Bon!" —

Mit diesen Worten stieg auch er die breite, aber dunkle Stiege empor; langte auf einem zweiten, großen ebenfalls matt erleuchteten Flur an und bemerkte alsobald eine Thür, hinter welcher er schon ein ziemlich vernehmbares Stimmengemurmel vernahm:

„Aha! Hier wird's sein!" sagte der Doctor zu sich selbst; „Treten wir also ein!"

Und er legte kühn die rechte Hand auf den Drücker, öffnete die Thür und schritt über die Schwelle.

Das Ressourcen-Lokal bestand aus einem sehr großen Vorzimmer, hinter welchem noch ein kleineres Gemach sichtbar ward. — In der Mitte des erstgenannten Raumes stand ein altes Billard, dessen grünes Tuch mehrere große dunkle Flecke zeigte, die wahrscheinlich von der grämlichen, schmutzigen Oellampe herrührten, welche lebensmüde mitten darüber

hing und über sich, an der grauen Decke des Zimmers ebenfalls einen großen, schwarzen Fleck geblakt hatte. Links, in der vorderen Ecke, stand ein altes, schwarzes Sopha mit einem Tisch davor und einigen Stühlen um dasselbe herum und in den beiden hinteren Ecken befanden sich zwei Spieltische, an denen man ungeduldig auf die dritten Männer zu warten schien. Außer einem kolossalen, schwarzen Ofen, mehreren Stühlen an den Wänden und den Riegeln zum Aufhängen der Mäntel und Hüte waren in dem ersten Zimmer keine weiteren Möbel zu sehen.

In dem zweiten, kleineren Gemach stand ein langer, mit Wachstuch überzogener Tisch, der rings mit Stühlen umsetzt war und jedenfalls zur Abendtafel diente und an der gegenüberstehenden Wand befand sich ein Büffet, auf dem sich eine ganze Menge merkwürdig taillirter Flaschen mit Flüssigkeiten aller Farben, und eine große Anzahl verschiedenartiger Gläser brüsteten. Rechts neben dem Büffet stand ein Pfeifentisch, auf welchem die Rauchmaschinen der Stammgäste aufgestellt waren und links, in der anderen Ecke, führte eine, mit einem Glasfenster versehene, Thür zur Küche hinab.

Die bis jetzt anwesende Gesellschaft bestand vielleicht aus funfzehn bis zwanzig Personen, die in den beiden Zimmern an den verschiedenen Tischen vertheilt waren. Vorn links in der Ecke, auf dem alten, schwarzen Sopha saß bereits, wichtig und ernst wie der weise Salomo auf seinem goldenen Thron, der tiefgelahrte Herr, dessen oberflächliche Bekanntschaft der Doctor bereits unten auf dem Flur gemacht hatte, und um ihn herum hatten sich einige andere Individuen placirt, deren Augen an seinen Lippen hingen, als wenn sie fürchteten, auch nur eine Sylbe von den Worten der Weisheit zu verlieren, die jener ernste Mund sprach. —

Im zweiten Zimmer, um den langen Tisch herum, saßen ebenfalls schon mehrere Personen, die mit den Messern und Gabeln auf dem Wachstuch herumtrommelten und ungeduldig auf das bestellte Abendbrot zu warten schienen. Vor dem Büffet, mit dem Rücken an dasselbe gelehnt, stand ein kleiner, dicker Mann im hechtgrauen Rock, dessen ewig lächelndes, dickes und aufgedunsenes Gesicht die frappanteste Aehnlichkeit mit dem Kopf eines gemästeten Meerschweins hatte. Das war der Wirth, der alte Zieme,

der Kürze wegen gewöhnlich Herr Z genannt, der wohlgefällig seine Gäste betrachtete und die Hände über den Schmerbauch gelegt, gedankenlos den einen Daumen um den andern laufen ließ. Einige Schritte rechts von ihm, zunächst der Thür, die nach der Küche hinabführte, stand der Kellner, ein verkommenes Wesen, mit einem mageren, blassen Leichenbittergesicht, in einem schwarzen Frack und dito Beinkleidern, an denen mehr Fett sichtbar war, als auf dem ganzen Körper des unglücklichen Bediensteten. Er schien in eine Art dumpfer Träumerei versunken und machte nur, von Zeit zu Zeit, eine matte Bewegung mit dem rechten Arm, als wenn ihm die über demselben hängende Serviette von zweifelhafter Weiße, zu schwer würde.

Als der Doctor Gosse die Thür hinter sich geschlossen hatte, machte er eine leichte Verbeugung gegen die links in der Ecke sitzenden Herren, die jedoch durchaus nicht erwiedert wurde, und hing dann seinen Mantel und Hut an einen der hölzernen Nägel des langen Riegels. —

Er hatte eigentlich die Absicht gehabt, ebenfalls an dem Tisch vor dem schwarzen Sopha Platz zu

nehmen, und sich mit den dort bereits sitzenden Herren bekannt zu machen, aber die starren, abstoßenden Mienen derselben und vor Allem das hochmüthige, höhnische Gesicht des Gelehrten hielten ihn davon zurück, und so schritt er denn, das Billard umgehend, an den beiden Spieltischen vorüber, in das kleinere Gemach, nach dem ihn auch sein knurrender Magen am meisten hinzog. —

Als er in das Eßzimmer eintrat und ebenfalls eine leichte, freundliche Verbeugung machte, wurde dieselbe auch hier durchaus nicht erwiedert, nur der verkommene Kellner erhob einen Augenblick den Kopf, um die neue Erscheinung gleichgültig anzustarren und der dicke Wirth mit der Meerschwein-Physiognomie lächelte um eine Schattirung seltsamer und wechselte mit der Rotation der Daumen.

Der Doctor nahm an einer Ecke des Tisches Platz, wartete einen Augenblick, um sich erst ein wenig zu orientiren und wollte dann einige Worte an seinen Nebenmann richten. Zu seinem nicht geringen Erstaunen wandte sich dieser jedoch von ihm ab, so daß dem Doctor die beabsichtigte Frage in der Kehle stecken blieb, und die andern Herren

machten so eigenthümlich neugierig mißliebige Gesichter, und ließen die im Gange gewesene Unterhaltung so beleidigend verstummen, daß der Doctor vorläufig jeden Annäherungsversuch aufgab und, nachdem er sich leise geräuspert, an den, wieder in dumpfe Träume versunkenen, Kellner die Frage richtete:

„Was haben Sie zum Abendbrot?

Der dicke Wirth lächelte ein immer eigenthümlicheres Lächeln, die Gesichter der Umsitzenden wurden immer unheimlicher und der melancholische Kellner fuhr wiederum aus seinem apathischen Traum empor und sagte mit einer Stimme, als wenn er eine Trauerbotschaft verkündete:

„„Frischen Schweinebraten und Kartoffelsalat.““

„Dann bitte ich um eine Portion,“ fuhr der Doctor fort, „und ein Glas Grog . . . von Cognac.“ —

Unter den Umsitzenden entstand eine Bewegung und auf den spießbürgerlichen Gesichtern malte sich ein unbeschreiblicher Ausdruck der Ueberraschung und der Entrüstung. Dann erhob sich ein anmaßend aussehender Bürger von seinem Stuhl, trat an

den dicken, lächelnden Wirth heran und flüsterte demselben einige Worte in's Ohr. — Der Wirth kniff zustimmend die kleinen, fettumwachsenen Augen zusammen, daß ein Paar Thränen herausliefen und wandte sich dann an den Kellner, dem er ebenfalls einige Worte in's Ohr tuschelte. — Der Kellner machte ein Gesicht, als wenn er versuchen wollte an irgend eine Lebensfreude zu denken, nickte dann mit dem blassen, blonden Kopf und versank wiederum in seine alte Träumerei. —

Der Doctor wußte gar nicht mehr, was er von diesem seltsamen Benehmen denken sollte und steckte sich, um seiner unbehaglichen Situation eine kleine Erleichterung zu verschaffen, eine Cigarre an. —

Die Unterhaltung der Umsitzenden wurde nicht wieder aufgenommen und nur, dann und wann, sah der Doctor, daß Einer den Andern vielbedeutend ansah und der Andere dann auch ein wichtiges Gesicht, und einen Schluck aus dem dampfenden Glase Grog nahm, dessen Duft dem armen Gosse kitzelnd in die Nase stieg und ihm noch größeren Appetit machte, als er ihn leider schon hatte.

Was ihm außerordentlich unangenehm auffiel,

war, daß der Kellner auf seine Bestellung durchaus keine Rücksicht nahm, sondern wieder den Kopf senkte und, von Zeit zu Zeit, eine Bewegung mit dem rechten Arm machte, als wenn ihm die Serviette zu schwer würde.

„Ich scheine der Einzige zu sein, der Abendbrot bestellt hat," sagte der Doctor zu sich selbst; „die Anderen scheinen bloß mit den Messern zu klappern. Aber weshalb mir nur der blasse Bengel Nichts bringt? — Wenn ich es ihm noch einmal sage, nützt es wahrscheinlich auch nichts; schicken wir uns daher in die Verhältnisse und warten wir der Dinge, die da kommen werden." —

Nach Beendigung dieses Selbstgespräches lehnte sich der Doctor auf seinem Stuhl zurück und rauchte in dumpfer Resignation seine Cigarre weiter.

Die Umsitzenden gaben noch immer keinen Ton von sich; aber in dem großen Vorzimmer war es wieder lebendig geworden. — An den beiden Spieltischen hörte man die stereotypen Whist-Redensarten und einige, den Chancen des Spiels schlecht angepaßte, schlechte Witze und an dem schwarzen Sopha in der rechten Ecke vorn, drang eine Unterhaltung

zu den Ohren des Doctors, bei welcher die Stimme des Tiefgelahrten bedeutend überwiegend das Wort hatte:

„Wie ich Ihnen sage, meine Herren," tönte die mit unendlicher Langsamkeit und übertriebener Wichtigkeit docirende Stimme des Gelehrten. „Ich werde in der nächsten Nummer unseres Posemuckler Wochenblattes einen sehr eingehenden Artikel über diese Verhältnisse veröffentlichen. Es ist durchaus von der allerhöchsten Bedeutung, daß die hellsehenden, geistigen Potenzen gegen die unklare und unüberlegte Humanität zu Felde ziehen, die leider immer mehr und mehr, in unserer jetzigen Zeit um sich greift nnd alle socialen Bande zu zerreißen droht. — Die Weltgeschichte ist stets die beste Lehrerin, meine Herren, in ihr athmet eine unwandelbare und ewige Logik, die der Mensch nimmer wagen darf umstürzen zu wollen. — Weshalb hat denn in allen christlichen Völkern der erhabene Gedanke der Judenverfolgungen gelegen und weßhalb haben sie diesen Gedanken auf so herrliche und glorreiche Weise ausgeführt? — Weshalb kam das babylonische Exil? — Weshalb verhöhnte Antiochus Epiphanes

die jüdischen Glaubensgesetze und verwüstete das Land weit und breit? — Weshalb wurden die Hebräer aus ihrer Heimath vertrieben und über alle Lande zerstreut? — Weshalb wurden sie, noch selbst in dieser Zerstreuung, von den Völkern, bei denen sie sich eingedrängt hatten, Jahrhunderte lang verfolgt mit Feuer und Schwert? — Weil sie den andern Menschen zum Schaden dienen, meine Herren! — Deshalb muß man der sich immer mehr und mehr verbreitenden Humanität gegen dieses Volk entgegentreten, meine Herren, und, wie gesagt, in der nächsten Nummer unseres Posemuckler Wochenblattes werden Sie einen geharnischten Artikel über diese Verhältnisse aus meiner Feder finden." —

„Was haben denn dem die Juden gethan?" sagte der Doctor zu sich selbst. „Der Kerl ist entweder ein Narr oder er steckt voller Schulden, die er bei den Hebräern von Posemuckel gemacht hat. — Na! — Mir ist es gleichgültig. — Wenn ich nur erst meinen Schweinebraten hätte!"

In diesem Augenblick ertönte unten in der Küche ein lautes, anhaltendes Klingeln, wie wenn man in den Hôtels zum Beginn der Table d'hôte läutet,

und sofort veränderte sich, wie mit einem Zauberstabe berührt, die Scene in dem kleinen Eßzimmer.

Die um den langen Tisch sitzenden Gäste wurden Alle um einige Zoll größer auf ihren resp. Stühlen und faßten energischer ihre Gabeln und Messer, während sie die langen Pfeifen langsam aus dem Munde, zwischen die Beine hinab, auf die Erde gleiten ließen; der dicke Wirth lächelte wiederum auf eine andere Art, schnalzte mit der Zunge, drehte sich nach dem Büffet herum, und goß unvermerkt einen kleinen Kümmel herunter und der blasse Kellner fuhr aus seinem Traum empor, als wenn ihn eine Tarantel gestochen hätte und eilte, wie eine Windsbraut, durch die Thür mit dem Glasfenster, die nach der Küche führende Treppe hinab. —

„Aha!“ sagte der Doctor zu sich. „Das ist das Zeichen, daß der Schweinebraten fertig ist. — Gott sei Lob und Dank! Lange hätte ich es auch nicht mehr ausgehalten!“ —

Diese Vermuthung bewahrheitete sich auch bereits in den nächsten Minuten; denn, nach dem Verlauf derselben, hörte man wiederum ein heftiges Gepolter auf der Treppe und gleich darauf öffnete

sich die Thür mit dem Glasfenster und der blasse Kellner erschien, in jeder Hand einen Teller mit Schweinebraten haltend, während hinter ihm die dicke Hanne sichtbar wurde, welche sich auf der obersten Stufe der Treppe, mit zwei dito Tellern als Reserve aufstellte. —

Der Kellner trug die erste Portion zu dem gelehrten Redakteur des Posemuckler Wochenblattes nach dem schwarzen Sopha und beobachtete dann, mit Blitzesschnelle immer neuen Schweinebraten holend, mit ängstlicher Genauigkeit die Reihenfolge, in welcher das Abendbrot bei ihm bestellt worden war. —

Der Doctor Gosse hatte jetzt auch seine Cigarre neben sich auf den Tisch gelegt und sein Taschentuch über seinen Schooß gebreitet, weil er sah, daß Servietten nicht verabreicht wurden, und begleitete jede Portion des duftenden, bei ihm vorübereilenden Schweinebratens mit wohlgefälligen, sehnsüchtigen Blicken, denn es konnte ja jetzt nicht mehr lange dauern, so mußte auch er seinen Teller erhalten. — Die Unterhaltung im Vorzimmer stockte, die Karten wurden fortgelegt und man hörte nur

das Klappern der Messer und Gabeln und das geschäftige Geräusch der kauenden Kinnbacken, das sich mit jeder neuen Lieferung des saftigen Bratens vermehrte.

Plötzlich machte jedoch die dicke Hanne von außen die Treppenthür zu, der dicke Wirth drehte sich um und trank verstohlen einen kleinen Kümmel und der blasse Kellner stellte sich wieder auf seinen vorigen Platz und versank in die alte, dumpfe Träumerei. —

Der Doctor machte ein verwundertes Gesicht, blickte von dem Kellner auf den Wirth und vom Wirth wieder auf den Kellner und sagte dann endlich mit halb ärgerlicher, halb verlegener Stimme zu dem Letzteren:

„Kellner! — Bekomme ich denn keinen Schweinebraten?" Die Umsitzenden ließen bei dieser Frage des Doctors die Messer und Gabeln auf ihre Teller sinken und schauten kauend erst den Doctor an und dann den Wirth. — Dieser lächelte auf eine eigenthümlich maliciöse Art und tuschelte dann dem Kellner einige Worte in's Ohr. — Sogleich flog über das verkümmerte Gesicht des blassen Jünglings

wieder ein Mienenspiel, als wolle er den Versuch machen, an irgend eine Lebensfreude zu denken, er riß die kleinen, matten Augen auf, sah den Doctor mit einer automatenartigen Pfiffigkeit an und antwortete dann mit einer klanglosen, heiseren Schnupfenstimme;

„Sie werden doch keinen Schweinebraten essen!? — Hahaha! — Jetzt ist er alle!“ —

„„Hahaha! — Hahaha!““ — tönte es fast unisono aus dem Munde der Umsitzenden, und „Hahaha!“ quäkte auch der dicke Wirth, indem er sich wieder umkehrte, um einen kleinen Kümmel zu trinken. —

Der Doctor wurde blaß vor innerer Entrüstung. Dann nahm er sich jedoch gewaltsam zusammen, steckte sein seidenes Taschentuch wieder ein, stand auf, schritt festen Trittes durch das Vorzimmer, an all' den höhnisch lächelnden Gesichtern vorbei, warf sich schnell den Mantel um, setzte den Hut auf und verließ, ohne die Gesellschaft zu grüßen, das Ressourcen-Lokal. —

Als er draußen auf dem matt erleuchteten Flur angekommen war und die dunkele Treppe hinabstieg,

ballten sich aber unwillkürlich seine beiden Fäuste zusammen und er sprach in höchster Aufregung vor sich hin:

„Das ist mir denn doch zu stark! — Ich bin in eine Narrenstadt gerathen... wenn ich es nicht an meinem Hunger fühlte, so würde ich glauben zu träumen... aber es ist Wahrheit, entsetzliche Wahrheit!"

Mit schnellen Schritten ging er dann über den unteren Flur, warf die alte, schwere Straßenthür dröhnend hinter sich in's Schloß, sprang in einigen wilden, verwegenen Sätzen über das unebene Straßenpflaster, und stürmte wie ein Rasender auf den Hausflur der „sanften Taube."

„Ach, du himmlische Güte! kreischte dicht neben ihm eine weibliche Stimme. „Wer ist da? — Diebe! Mörder!" —

„„Halt deinen Mund, dumme Dirne!"" schrie Gosse. „„Ich bin's, der Doctor! — Ich kann's jetzt nicht länger aushalten!""

„Hülfe! Diebe! Mörder! Feuer!!" zeterte die colossale Guste weiter. „Es ist der Doctor! Hülfe! Mörder! Feuer! Wilhelm!" —

Auf dies durchdringende Geschrei öffneten sich auch sogleich eine Thür vorn und eine Thür hinten; und aus der ersten blickte der erschreckte Kopf der Frau Wirthin in der Nachthaube, während aus der Letzteren Wilhelm, der stämmige Hausknecht, gesprungen kam und mit geballten Fäusten und kampflustiger Miene mitten auf den Schauplatz eilte.

„Was ist los!?" rief Wilhelm, sich mit rollenden Augen umblickend.

„Hülfe! der Doctor!" kreischte das Mädchen noch einmal und lief dann, ungeschickt wie ein gehetzter Bär, über den Flur in die Küche.

„Aber, Herr Doctor," sagte die zimperliche Stimme der Wirthin, „ich muß doch bitten, in meinem Hause" ...

„„Sie haben mich getäuscht, Herr!"" schrie der Hausknecht dazwischen. „„Sie haben schon wieder ein Attentat begangen! Gustens Ehre ist auch meine Ehre! — Das habe ich Ihnen schon einmal gesagt! — Wer nicht hören will muß fühlen!""

Mit diesen Worten erhob er drohend eine seiner schwarzen Fäuste und würde auch unfehlbar zugeschlagen haben, wenn nicht die Wirthin zwischen

ihn und den Doctor getreten wäre, der bis an die Hausthür zurückgeprallt war:

„Seid Ihr denn Alle verrückt? — Ist denn die ganze Stadt toll geworden?" schrie Gosse jetzt auch schäumend vor Wuth. „Was hat denn die dumme Dirne zu zetern, wenn ein Fremder des Abends zu Hause kommt? — Oder darf man hier auch nicht des Abends zu Hause kommen? — Für möglich halte ich Alles in Posemuckel! Ich frage den Teufel nach der schmierigen Guste ... aber hungern thut mich ... hungern, daß ich die Wände angehen möchte ... hungern, daß ich einen Menschen anfallen könnte ... schafft mir 'was zu essen ... was es ist ... es ist mir Alles egal ... nur viel ... viel ... und schnell!"

Mit diesen Worten stürzte er unten in das ganz leere Gastzimmer, wo ein müdes Talglicht auf einem langen Tisch brannte, setzte sich, Hut und Mantel nicht ablegend, auf die hölzerne Bank, stemmte den Kopf in beide Fäuste und beide Ellenbogen auf den Tisch und schaute, gierig wie ein Panther, der auf seine Beute wartet, der Wirthin nach, die voller Schrecken aus der Thür wackelte, um zu holen, was sie an Eßwaaren vorräthig hatte.

„Hat Ihnen das Abendbrot drüben nicht geschmeckt?“ sagte der Hausknecht, der sich wieder vollständig beruhigt hatte und seine geöffneten Hände jetzt lächelnd an der blauen Schürze rieb. „Es gab doch frischen Schweinebraten! — Ich hab's gerochen, als ich drüben am Küchenfenster vorbeiging.“

„„Halt's Maul!““ fuhr ihn der Doctor an, ohne seine Stellung zu ändern. „„Sprich mir nicht eher von etwas Eßbarem, bis ich satt bin ... sprich überhaupt gar nicht ... das Antworten greift mich an ... ich habe nicht viel Lebenskraft mehr in mir.““

Der Hausknecht schüttelte bedenklich den Kopf, als wenn er nicht recht wisse, was er von dem Fremden eigentlich zu halten habe und putzte dann, in Ermangelung einer besseren Beschäftigung, mit dem nassen Daumen und Zeigefinger den langen, sich bereits schwer zur Seite neigenden Docht des müden Talglichts, das neben dem Doctor auf dem langem Tische stand!

In diesem Augenblick öffnete sich die hintere Thür und die Wirthin, von der noch immer scheuen Guste gefolgt, wackelte wieder herein und setzte ein

großes Brod, eine halbe Schlackwurst, einen fast zerfließenden Kuhkäse und ein Stück gelber Butter auf den Tisch, während Guste noch einen Teller nebst Messer, Gabel und Serviette trug.

Aber ehe das colossale Mädchen mit jenen, zum Essen nöthigen Utensilien angelangt war, hatte Gosse bereits die halbe Schlackwurst der Wirthin vom Teller gerissen, ohne weitere Vorbereitung, sammt der Pelle in den Mund gesteckt und kaute jetzt darauf los, daß ihm die Augen aus den Höhlen quollen und er purpurroth im Gesicht wurde:

„Ein Glas Grog . . . aber ein großes . . . von Cognac!" würgte der Doctor mit übervollem Munde heraus . . . „aber schnell!"

Dann schnitt er sich zu der Wurst auch noch ein mächtiges Stück Käse ab, das er auf das Messer spießte, und wechselte jetzt, in der Stillung seines Heißhungers, ohne einen Bissen Brod dazwischen zu essen, immer mit der Wurst und dem Käse, welches Gemisch er von Zeit zu Zeit durch einen mächtigen Schluck des heißen, starken Getränkes hinunterspülte, das die Wirthin gebracht hatte.

Endlich, nachdem die halbe Schlackwurst, der

ganze Käse und das große Glas Grog vollständig verschwunden waren, holte der Doctor tief Athem, warf einen dankbaren Blick gen Himmel und sagte dann mit matter Stimme zum Hausknecht:

„Nun bringe mich zu Bett, guter Wilhelm. Es fängt Alles an mit mir rund um zu gehen... gieb mir Deinen Arm... so... gute Nacht, Frau Wirthin... gute Nacht, Guste!

Mit diesen Worten wankte er, von dem guten Wilhelm gestützt aus der Gaststube, stieg schwer und langsam die Treppe hinauf, ließ sich, wie eine Puppe, auskleiden, und rollte dann, unbehülflich wie ein Sack, in das weiche Federbett, in dem er sofort in einen tiefen, todtenähnlichen Schlummer versank. —

Friede sei seiner ruhenden Seele! —

Ende des ersten Bandes.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Winterfeld, Adolf <<von>>,

Geheimnisse einer kleinen Stadt Komischer Roman

Bd.: 1

Berlin 1863